



Susy Greuter ist Sozialanthropologin mit langjähriger Afrikaerfahrung und Mitglied des Afrika-Komitees. Kontakt: susy.greuter@sunrise.ch.

Impressum

Ausgabe 192 | November 2023

ISSN 1661-5603

Das «Afrika-Bulletin» erscheint vierteljährlich im 48. Jahrgang.
Herausgeber: Afrika-Komitee, Basel, und Zentrum für Afrikastudien Basel.

Redaktionskommission: Veit Arlt, Susy Greuter, Elísio Macamo, Barbara Müller und Hans-Ulrich Stauffer

Das Afrika-Komitee im Internet: www.afrikakomitee.ch
Das Zentrum für Afrikastudien im Internet: www.zasb.unibas.ch

Redaktionssekretariat: Beatrice Felber Rochat
Afrika-Komitee: Rüdengasse 2, Postfach, 4001 Basel, Schweiz
Telefon: (+41) 061 691 62 93

E-Mail Redaktionelles: afrikabulletin@afrikakomitee.ch
E-Mail Abonnemente und Bestellungen: info@afrikakomitee.ch

Postcheck-Konto: IBAN CH260900 0000 4001 7754 3

Für Überweisungen aus dem Ausland:
in Euro: Postkonto, IBAN CH40 0900 0000 9139 8667 9
(Bic SwiftCode: POFICHBEXX; Swiss Post, PostFinance, CH-3000 Bern)

Mitarbeitende dieser Ausgabe: Veit Arlt (Red.), Richard Butz, Elisa da Costa Policarpo, Pius Frey, Elisa Fuchs, Soulèye Gisler, Susy Greuter (Red.), Mohomodou Houssouba, Danielle Isler, Kojo Koranteng, Caro van Leeuwen, Elísio Macamo, Barbara Müller (Red.), Hans-Ulrich Stauffer (Red.), Tabea Weber-Fritsch

Druck: Rumzeis-Druck, Basel

Inserate: Gemäss Tarif 5/99, Beilagen auf Anfrage
Jahresabonnement: Fr. 40.–/Euro 40.–
Unterstützungsabonnement: Fr. 50.–/Euro 50.–
Im Mitgliederbeitrag von Fr. 60.–/Euro 60.– ist das Abonnement enthalten.

Redaktionsschluss Nummer 193: 31. Dezember 2023
Schwerpunktthema: Strategische Veränderungen in Afrika
Schwerpunktthemen der nächsten Ausgaben: Transnationale Migration, Silk&Belt Initiative, Bildende Kunst in Afrika, Einflüsse Afrikas auf uns persönlich

Interessierte an einer Mitarbeit sind eingeladen, mit der Redaktion Kontakt aufzunehmen.

Unser Titelbild:



Seit September 2023 zielt ein von Renée Levi und Marcel Schmid gestaltetes Mosaik die Fassade des Bundeshauses. Mit seinen 246 Kacheln zollt es der Diversität der Schweizer Bevölkerung und des Parlaments Tribut. Benannt ist es nach Tilo Frey, der ersten Schweizer Nationalrätin afrikanischer Abstammung, die 1971 in den Nationalrat einzog (Bild: Studio Renée Levi).

Von zwei Seiten kann ich mich dem Thema der farbigen Schweizer:innen nähern: Als Frau in einer – vor einem halben Jahrhundert – noch sehr viel offener patriarchalen Kultur fehlte mir in den Bildungsjahren oft der selbstverständliche Einbezug in Gespräche um Sachverhalte, welche die Studienkollegen diskutierten. Es wurde erwartet, dass Frau Zustimmung leiste, eigentlich nur das. Noch schlimmer war, dass Männer und Burschen damals im Blick, den sie auf Frauen richteten, vornehmlich die sexuelle Komplementarität in Betracht nahmen.

Ähnlich stelle ich mir das Problem farbiger Schweizer:innen vor: Immer wieder auf eine mehr oder weniger offensichtliche Projektion zu treffen, welche die eigenen Reaktionsmöglichkeiten einschränkt. Unverständnis erwarten müssen, wenn eine Antwort die Projektion nicht abholt ...

Die zweite Seite bezieht sich auf das Thema der Beziehung zu und Sicht auf Afrika respektive das Land ihrer familiären Beziehungen, welche mit einem afrikanischen Elternteil beschenkte Schweizer:innen haben. Die dominierende Wahrnehmung Afrikas ist hingegen durch die Medien, NGOs und Kulturzirkel geprägt, die je von anderen Interessen ausgehen: Sensation und Skandale, «Hilfe- und Entwicklungsbedürfnisse», Vermarktbarkeit ... Überheblichkeit durchzieht manchenorts die Beurteilungen. Wie ist dem Widerspruch zwischen der eigenen Anbindung und diesen institutionellen Haltungen und Interessen standzuhalten?

Die Texte von Tabea Weber und Danielle Isler befassen sich ganz mit dem Unbehagen, von diesem «Anders-Sein» bestimmt und verfolgt zu werden, während Marilyn Umurungis Gedicht die doppelte Dimension der Herkunft ausleuchtet. Sie befragt, wo und wie sich ihresgleichen beheimatet und weiss, dass Liebe der Ort ist, wo die Vereinigung dieser Dimensionen fruchten kann. Soulèye Maïga Gisler und Mohomodou Houssouba fragen sich in ihrem Gespräch, welche konkreten Erinnerungen und Erfahrungen die Beziehung zur einen und zur anderen Dimension bestimmen. Der Psychiater Kodjo Koranteng schliesslich befasst sich beruflich mit den Schwierigkeiten, die entstehen können, wenn die Dimensionen als Widersprüche gesehen werden, die in keinen Dialog zueinander treten können.

Wir sind unseren Autor:innen dankbar für die Einblicke, die sie uns in ihre Lebenssituation gewähren.

Elisa da Costa hingegen will die Voraussetzungen der herrschenden Wahrnehmung ändern: Mit ihrer Arbeit hilft sie aufzuzeigen, wie mannigfaltig und bereichernd die historischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen Basels und der Schweiz zu Afrika sind, dass sie aber auf spezifischen Machtverhältnissen beruhen, die bis heute nachwirken. Als leibliche Zeugin dieser Anbindungen aber braucht sie Mut, ihr Anliegen manifest zu machen und der Gesellschaft diese Einsicht abzuverlangen. Mit diesem Heft möchten wir diese Schritte bestärken. ■

Wir hoffen, dass Sie als Leser:in mitgehen mögen!

Susy Greuter

Schwarzsein in der Schweiz?

Ein Gedicht zum Einstieg

Für das vorliegende Afrika-Bulletin wollten wir die Erfahrungen Schwarzer Mitbürger:innen abholen, die sich im Umfeld der African Studies der Universität Basel mit ihrer afrikanischen Herkunft auseinandersetzen. Wir fragten danach, wie sie sich – hier in der Schweiz lebend – ihrer Herkunft von dort vergewissern, welche Beziehung sie mit ihrer zweiten Heimat verbindet. Die erhaltenen Beiträge machen betroffen. Fast bei allen steht im Vordergrund, wie stark eine Existenz mit dunkler Hautfarbe in der Schweiz durch die reduzierenden Reaktionen von aussen auf eben dieses äussere Merkmal geprägt ist, und welche grundlegenden Verunsicherungen des Selbst dadurch verursacht werden, dass das eigene Selbstverständnis ständig hinterfragt und gerechtfertigt werden muss: Auch wenn die Person in der Schweiz geboren, aufgewachsen und von hier ist, wird sie durch die Wahrnehmung der Anderen zur Person von dort gemacht. Von Marilyn Umurungi haben wir ein Gedicht erhalten, das wir in der englischen Originalfassung abdrucken.

Watch'em grow

Some say they have found
Home in the borderlines
Between here and there
In the opaque tissue
Of liminal spaces—
Trying to plant seeds
In sorrowed fields,
Wondering quietly
Who will watch'em grow?

What makes a place a Home,
Ain't it the memories,
We make in 'it, more than'
The chairs, the cloths and
All of 'em playthings about it?
Ain't it that feeling,
That we carry, even when
We're far away from it', or—
Is it the stories we left behind?

Or is it'
The things we never knew
We had enclosed in our hearts
The pictures we never took,
The words we missed to say
The songs we'll never unlearn
The smells we can't describe
The sounds we never get tired of
Those chains, we won't untie

Some say they have found
Home between two empty pages
Re-writing their own stories
Revoking the borders containing them
Reclaiming their right of belonging
Outside and inside—letting themselves flow'
Planting seeds'
In sorrowed fields—
Knowing, someone will watch'em grow



Marilyn Umurungi ist Absolventin des Masterstudiengangs African Studies an der Universität Basel. Zuvor absolvierte sie ein Bachelorstudium in Kunst und Medien an der Zürcher Hochschule der Künste. In ihren Projekten untersucht sie Geschichten Schwarzer Menschen, die Verschränkungen von Rassismus, Sexismus und Exotismus im schweizerischen und europäischen Kontext offenlegen. Sie ist Teil des Kuratoriums der Ausstellung «kolonial. Globale Verflechtungen der Schweiz», die im September 2024 im Landesmuseum eröffnet wird.
Kontakt: umurungi@icloud.com.

«Warum ich Schwarz bin, fragt kein Mensch»

Die Rolle Afrikas für meine Identität als Schweizerin

Was die scheinbar simple Frage nach der Bedeutung einer afrikanischen Herkunft an komplexen Reflexionen bezüglich Identität und Selbstverständnis auf dem Hintergrund von Biografie, Familiengeschichte, äusseren Zuschreibungen und vorgegebenen Definitionsräumen auslösen kann, wird im Beitrag von Tabea R. Weber-Fritsch deutlich.

Als junger Mensch spielte Afrika für meine Identität an sich keine Rolle. Es ging mir immer darum, mich selbst in einem geografischen, sozialen und zeitlichen Raum verorten zu können und darum zu klären, welche Perspektive ich auf mich selbst einnehme, und aus welcher heraus ich in meiner Umwelt agiere. Dieses Wechselspiel, das immer mit mir in Bewegung bleibt, sollte nicht der Norm entsprechen?

Die Aussenwirkung meiner Haut fordert, mich eindeutig zu verorten, um sie für eine eindimensionale Referenz nach aussen eindeutiger und einfacher erscheinen zu lassen. Diese trachtet nach Urteilen, um sich selbst zu legitimieren – dazu kann ich mich jedoch nicht richtig verhalten. Denn die Frage danach, wie ich mich als Schwarze Schweizerin fühle, stellt auch die Legitimität meiner Lebensrealität in Frage – eine Lebensrealität, die ausserhalb meiner Position nicht existieren darf.

Meine Suche nach Orientierung und Identifizierung erlebte ich stark entlang dieses fremden Anspruchs an meine Legitimierung, die nur weit weg zu finden sein sollte. Ich versuchte, der Spur meiner Weissen schweizerischen Familiengeschichte zu folgen. Es schien mir

das Naheliegendste zu sein, und die Informationen zu dieser Spur waren für mich lange Zeit auch besser verfügbar, als die zu jener, die mich ins unbekannte Afrika führen wollte.

Meine Existenz als solche, verbunden mit ihrer Realität, muss ich nicht unter Beweis stellen. Langfristig kann ich es mir auch nicht leisten, ihre Legitimität von einer Geschichte ausserhalb meines Seins abhängig zu machen. Das ist im Kern der Grund dafür, weshalb ich mein Schwarzsein nicht als Objekt einer politisch verhandelbaren Debatte und für sich allein auch nicht als kulturellen Inhalt verstehe.

Grenzerfahrungen im Spiel der Perspektiven

Ich bewege mich immer dorthin, wo Potenzial zum Entdecken neuer Aspekte meiner Herkunft und zur Entfaltung liegt, dorthin wo Spalten, Risse, Lücken und Durchgänge Raum schaffen. Auf diesem Weg entstehen Begegnungen, mit denen ich mich zeitweise gemeinsam fortbewege in einem System von Blasen, die ständig in Bewegung sind. Nicht aus jeder Blase heraus ist es möglich, sich mit afrikanischen Wurzeln auseinanderzusetzen. Meistens ist es auch einfacher, sich aus Positionen, die nicht in Afrika verwurzelt sind, mit Afrika befassen zu dürfen und dieses Interesse jederzeit auch wieder abstreifen zu können, wenn äussere Gegebenheiten es für sinnvoll erscheinen lassen.

Meine Haut konfrontiert sich in der Schweiz mit der Erwartung an meine Herkunft. Die Verteidigung gegen diese Perspektive auf den Raum, in dem ich mich emotional und gedanklich frei bewegen kann, dringt so lange darin ein, bis sie mich gewaltsam dazu zwingt, meine Legitimität selbst in Frage zu stellen.

Die Perspektive, die sich hinter dem Selbstzweck der Neugier versteckt, misst sich dort wiederholt an sich

4

Im Rahmen des Projekts «From Soil to Bar and Beyond» engagiert sich Tabea R. Weber-Fritsch für den Kakaoanbau in Ghana – auch handfest wie hier beim Trocknen der fermentierten Kakaobohnen, die sie zuvor auf der Kakaopflanzung ihres Grossvaters geerntet hat (Bild: Jürgen Fritsch, 2020).



selbst, wo sie lauernd unbemerkt bleiben darf – solange, bis sie zur Wahrheit wird. Ohne Referenz, nur ihrem eigenen Bezugspunkt verpflichtet, dreht sie sich immerwährend distanzlos weiter, ohne ihren Standpunkt zu ändern, weil sie es kann.

Wenn ich mir aber über meinen eigenen Raum im Klaren bin, muss ich mir auch darüber bewusstwerden dürfen, dass sich mir bestimmte Räume nicht erschliessen. Dass ich niemals in der Lage sein werde, jede mögliche Perspektive einzunehmen, und es mich zeit- und stellenweise schmerzlich überfordern kann. Vielleicht muss ich mir dann sogar den Vorwurf der Ignoranz gefallen lassen, die schliesslich auch ein Spiegel für eine unbewusste Position ist.

Erinnerungen, eine Afrika-Erfahrung

Auch ich wuchs im Geiste eines Afrikabildes auf, das etwa vom sonntäglichen Zoo-Besuch geprägt war, wo sich die Gorilla-Mutter mit ihrem Jungen einmal ganz nah zum Fenster setzte, um ihrerseits ihr kleines Glück mit meiner Pflegemutter zu teilen, die mich auf der anderen Seite der trennenden Scheibe im Arm hielt. Es war auch geprägt von Tierfilmen, deren dokumentarischer Mehrwert wohl nicht nur aus heutiger Sicht weit hinter dem Unterhaltungswert der betrunkenen Affen und Elefanten zurückblieb. Wahrscheinlich traf dies auch schon auf die Folkloredarbietungen der Massai-Tanzgruppe zu, die uns Anfang der 1980er-Jahre in Kenya unterhalten hatte.

Schon als Vierjährige durfte ich damals mit meiner Mutter meine erste Afrikareise unternehmen. Es war unsere erste gemeinsame Reise überhaupt und sollte es für eine ganze Weile auch bleiben. Genau diese Afrikareise mit Safari war nämlich die einzige Option für Gemeinsamkeit, die uns die Pflegefamilie meiner Mutter ermöglichte. Diese betrieb damals den African Safari Club mit eigenen Flugzeugen, einem Reisebüro und schicken Hotels in Kenya.

Ich erinnere mich an den Geschmack des frischen Kokoswassers und der kleinen Bananen, die ich dort zum ersten Mal sah und an den Geruch von Mangos, die in der Schale im Hotelzimmer lagen. Auch der Rauch der grünen Moskitospirale und der Duft der schwarzen Holzfiguren, die fortan unser Wohnzimmer schmücken sollten, lagen mir viele Jahre später noch immer in der Nase. Sie begegneten mir in eben dieser Erinnerung in ganz anderem Kontext und mit einer ganz anderen Geschichte vermeintlich wieder und besiegelten die Enttäuschung meiner Erwartung mit einem Scheitern.

Wer teilte wohl meine Angst, die mir die Sorge bereitete, die Massaifrauen aus der Folkloregruppe im Hotel oder im Fernsehen könnten sich den Hals brechen, wenn sie ihre Halsreifen einmal abnehmen würden? Ihre Hälse seien vom Tragen der vielen Reifen ganz dünn, weshalb sie sie irgendwann nicht mehr abnehmen dürften. Eine beengende Vorstellung, der die Vorahnung folgte, dass jeder Befreiungsversuch unheilvoll enden würde. Ich sorgte mich um den fremden menschlichen Körper, der mir durch seinen Kontext fragiler und verletzlicher schien als der meine. Diese Konfrontation liess sich lange vergessen, auch wenn ich beim Betrachten meines Ringfingers den Eindruck habe, er sei an der Stelle, an der der Ehering sitzt, bereits dünner geworden.

Daran, wie man mich zu Hause fragte, wo ich denn nun lieber wohnen würde, erinnert sich jede Faser meines Körpers gut.

Nach meiner ersten Ghana-Reise stellten sie mir dieselbe Frage wieder: «Wo ich denn nun lieber wohnen würde». Zuvor hatten mich die Daheimgebliebenen zur Vorsicht davor ermahnt, mir die Heimreise durch meinen Vater nicht verhindern zu lassen. Diese Sorge gründete in der Schilderung brisanter Familiendramen in Romanen, die von der Isolations-Erfahrung Weisser Frauen in romantisch exotisierten Familienkontexten erzählten. Sie konnte schliesslich nur durch die eindringliche Versicherung des christlichen Kontextes, in dem ich mich bewegen sollte, zerstreut werden.

Später, nach einem Urlaub in Marokko, machte sich niemand mehr Sorgen darüber, ob ich lieber dort wohnen könnte. Da fällt mir ein: Mein Protest gegenüber der Aussage der Geografielehrerin in der siebten Klasse, in der Sahara lebten keine Menschen, blieb unbeantwortet.

Die Frage, wo ich lieber wohnen würde, zu Hause oder in Afrika, dieser Hinweis auf meine Positionierung, entblöste auch die Verletzlichkeit eines Loyalitätsanspruchs, der sich in seiner eigenen Unsicherheit zu drehen schien. Die Frage sucht nach der Klärung, wie ich mich mit meinen Erfahrungsräumen in Beziehung setzen wollte, ohne mich dazu selbst zu befragen. Aus meiner Perspektive erreichte die Frage eine existentielle Qualität, richtete sie sich doch bei genauer Betrachtung direkt an mein Selbstverständnis als Schwarze Schweizerin – ein Selbstverständnis das sich nicht an der Erwartung der Frage orientieren konnte, ohne sich darin zu verlieren.

Die Wirkungsmacht der Sichten Dritter

Die Bedeutung Afrikas für meine Identität wurde existenziell durch die Sichtweise anderer Menschen geprägt. Mein Selbstbild lag ausserhalb ihres Sichtfeldes und überschritt ihren Vorstellungsrahmen bei weitem. Willkürlich zwangen sie mich, mich zu Entscheiden in ihrem Denkformat zu bekennen. Derweil sprang ich für einen gedanklichen Zug auf fremden Spielfeldern umher, wie eine Schachfigur, die für beide Farben eingesetzt werden darf, während sie der Bestimmung durch die Spieler unterworfen bleibt, die Rolle der Figur perfekt auszuführen und den Gewinn für den gerade aktiven Spieler einzufahren.

Perspektive meint nicht richtig oder falsch. Aus ihr entwickeln sich Meinungen und Lösungen, sie ist nicht die Meinung selbst. Meinungen aus verschiedenen Perspektiven zahlen sich schliesslich bei der Lösungsfindung aus.

Der Vorteil, sich seiner Perspektive bewusst werden zu dürfen, bemisst sich an der Höhe der Investition. Dieser Erfahrung begegne ich heute auch mit dem Anspruch, dass die Mehrleistung, die in der steten Auseinandersetzung zugunsten gemeinsamer Handlungsräume geleistet wird, entschädigt werden muss. Handlungsfähigkeit aus der eigenen Perspektive heraus erkennen zu können, ist ein Mehrwert, der sich nicht allein verkürzt über Budgets und Wissenskonsument erarbeiten lässt, sondern bis zu einem gewissen Grad auch in der Auseinandersetzung persönlich durchlebt werden muss. ■



Tabea R. Weber-Fritsch ist Juristin. Sie wurde 1979 in Basel als Schweizerin in eine transatlantische Familiengeschichte geboren, die väterlicherseits in Ghana und mütterlicherseits in der Schweiz und der afroamerikanischen Kultur verwurzelt ist. Als Initiatorin des SankofaRisin' Fund, schafft sie gemeinnützige Projekte, die der Verbundenheit von Mehrfachzugehörigkeiten zu Herkunft und Boden gewidmet sind. So schaffen etwa das Eventformat «Happy Hair Day!» oder das Nachhaltigkeitsprojekt «Diversity in Cocoa», auf ganz unterschiedliche Weise Räume, die in der Verbundenheit das Potenzial der Heilung vom historischen Trauma der transatlantischen Wirtschaftsgeschichte suchen. Webseite: www.sankofarisin.ch. Kontakt: tabearweber@gmail.com (Bild: Karin Schäd 2022, Kleid von Larry Jay curated by Hanimanns).

Mittendrin und doch ausgeschlossen

Vom Gespräch mit Strassennamen

Die Erfahrung, aufgrund der Hautfarbe als fremd wahrgenommen zu werden, ist im Alltag von Schweizer:innen afrikanischer Abstammung allgegenwärtig. Strassennamen und Denkmäler entfalten dabei eine besondere Wirkungsmacht, wie Danielle Isler mit ihrer Prosa eindrücklich zeigt.

Wir laufen durch die Strassen von Zürich. Die Strasse spricht zu uns. Ja, die Strassen, die Gebäude, die Monumente und die Statuen. Sie sagen «wir». Sie weisen auf Geschichte hin. Es ist ein schöner Tag. Ich bin glücklich, denke ich. Fühle ich mich zu Hause? Fühle ich mich geborgen? Ja, das tu ich. Ja, das tu ich. Ich gehöre hierhin. Das ist mein Zuhause.

Aber die Strassen sagen etwas Anderes. Sie rufen «wir». Dieses «wir» ist schwierig zu beschreiben. Fakt ist, dass nicht wir gemeint sind. Es sind sie.

Wir laufen durch die Strassen von Zürich. Die Strasse spricht zu uns. Die Vergangenheit in den Strassen flüstert: «Ihr gehört nicht hierhin.» Ihr denkt vielleicht, dass wir uns das alles einbilden. Dass wir verrückt sind.

Die Strassen aber sprechen wirklich mit uns – naja sie sprechen mehr zu uns, über uns. Es handelt sich um einen Monolog der einem Geläster ähnelt. Auf diesen Monolog gehen wir nicht ein. Damit wir nicht zu sehr verletzt werden, halten wir unsere Ohren zu. Wir möchten diese destruktiven Stimmen nicht mehr hören. Auf die Stimmen antworten nützt nichts, denn wir würden sowieso nicht gehört werden.

Ich bin glücklich – wie vorhin schon erwähnt. Lächelnd schlendere ich in der Gegend umher, schaue mir

die Vögel am Himmel und die Schwäne in der Limmat an und, und, und konzentriere mich darauf, diese vielen Stimmen abzuwimmeln.

Die Stimmen werden lauter. Die Monologe vermehren sich. Wie sich selbständig gemachte Megafone schreien die Statuen zusammen mit den Strassennamen und Monumenten uns an: «IHR GEHÖRT NICHT HIERHIN. Das isch nöd euäs Land. Diä Stadt, diä Sprach, – demit sölled iähr eu nöd identifiziere.»

Ein Wunder, dass dieser Lärm überhaupt auf Deutsch ist. Sonst sprechen sie doch immer auf Englisch mit uns. Dieser chaotische, laute Kanon wiederholt sich und wiederholt sich.

Ich erstarre und verstumme. Denn meine Stimme habe ich verloren. Die Ohren zuhalten nützt nichts mehr. Um diesem Geschrei zu entkommen, setze ich nun meine Kopfhörer auf. Zum Glück habe ich sie dabei.

Tak Tak Tak Tak Tak.

Afrobeats singt: Tak Tak Tak Tak Tak.

Wir laufen durch die Strassen von Zürich. Die Strasse spricht zu uns. Ja, die Strassen, die Gebäude, die Monumente und die Statuen. Sie sagen «wir». Es sind die Namen weisser Männer, sogenannte «ehrwürdige» Männer und Helden, welche für die Geschichte dieser Stadt wichtig waren. Wir sehen ihre Namen und Statuen in der ganzen Stadt verteilt. Sie erinnern nicht an uns. Uns haben sie exkludiert. «IHR GEHÖRT NICHT DAZU!»

In der Stadt gibt es keinen Ort, an dem nicht laut gerufen wird, dass wir nicht dazu gehören und an dem sich nicht über uns lustig gemacht wird. Denn diese Männer wurden in den Statuen, Monumenten und Strassennamen verewigt.

Tak Tak Tak Tak Tak. – Ich höre Musik.

Tak Tak Tak Tak Tak. Die Musik wird lauter, bis ich mit aller Kraft zurückschreie: «ICH BIN VON DA!». (...) «Ich weiss, wie man Steuerklärungen ausfüllt, ich fahre nie ohne gültiges Billett, ich besitze sogar ein GA und wandere im Sommer mindestens zwanzig Mal. Ski-fahren kann ich und meine Älpler-Magronen sind die allerallerbesten.»

Tk Tk Tk Tk Tk Tk Tk Tk. – Mein Herz pocht wie wild, schneller als der Takt der Musik.

Tak Tak Tak Tak Tak. – Mein Herz pocht zum Takt der Musik.

Ich laufe weiter und beobachte wie die Statuen und Strassennamen untereinander, miteinander sprechen. Dann lachen sie uns aus. «Was, ihr glaubt wirklich echte Schweizer:innen zu sein?» – Fragen sie hämisch. Nun sind wir im Dialog – Ein Fortschritt. Sie fügen an: «Ihr gehört doch nicht dazu und werdet es nie tun.» Tosen des Gelächter hört man überall. Ich fühle mich ausgestellt. Wir sind ausgestellt. Hypersichtbar und gleichzeitig hyperunsichtbar. Wir wehren uns und erwidern: «Lasst uns in Ruhe. Hört auf. Wir sind von hier und gehören hierhin. Wir kennen nichts Anderes als die Schweiz.»

Meine Schritte werden schwerer. Ich bin wütend und verletzt. Dann überlege ich laut: «Wieso gibt es denn überall Statuen und Monumente und Strassennamen und Denkmäler und, und, und, die nicht so aussehen wie ich? Und auch nicht Namen tragen wie ich? Wieso denke ich beim Anblick dieser prächtigen Statue am Bürkliplatz nicht an eine Schwarze Frau?

Performance von Kapi Kapinga Grab und Danielle Isler am Kulturmarkt in Zürich 2021 (Bild: Ify Odenigbo).



Wie zum Beispiel an: Kolosa, Naïma, Thembeke, Aïssata, Ngozi, Fatima, Chimamanda, Feiza, Maimouna, Keshia, Thando, Malaïka, Imani, Nabila und Oluwaseun?

Oder an: Mayowa, Amogelang, Nafissatou, Nkule, Fanta, Inaya, Bintou, Meriama, Muraya, Lerato, Zahira, Duduzile, Nomfundo, Palesa, Bana, Coumba, Zanele, Dinba, Farah und Thandile? Oder wenn an einen Mann, dann wenigstens an einen Schwarzen Mann?»

Die Schweiz hat sich bewusst dazu entschieden, unsere Geschichte nicht festzuhalten. Naja, eigentlich handelt es sich ja auch um ihre Geschichte. Wusstet ihr, dass die Schweiz eine Kolonialgeschichte hat? (...) Habt ihr euch schon mal gefragt, wo die Schweizer Schokolade herkommt? Oder wer Alfred Escher war? Wisst ihr denn was in Schweizer Zoos so alles geschah?

Ich sehe es in all euren Augen: So wie diese Realitäten unter den Teppich gekehrt wurden, werden auch unsere Realitäten unsichtbar gemacht werden.

Irgendwann werdet ihr den Kindern erzählen, dass es in der Schweiz, im Kanton Zürich, im Zürcher Unterland, im Bezirk Bülach, in der Gemeinde Nürensdorf, noch nie Schwarze Kinder gab.

Tak Tak Tak Tak Tak. – Ich richte meine Kopfhörer.

Tak Tak Tak Tak Tak. – Ich fühle den Beat.

Tak Tak Tak Tak Tak. – Ich konzentriere mich auf die Musik.

Tak Tak Tak Tak Tak. – Ich bewege mich zur Musik.

Wir laufen durch die Strassen von Zürich. Die Strasse spricht zu uns. Ja, die Strassen, die Gebäude, die Monumente und die Statuen. Sie sagen «wir». Sie weisen auf Geschichte hin.

Puh, jetzt bin ich endlich zu Hause. Mein Safe Space. Hastig schliesse ich die Haustüre mit Schlüssel ab – als wäre ein Dieb hinter mir her.

Mmh, es riecht noch nach frittierten Kochbananen, die ich heute Mittag gegessen habe. Ich gehe zum Küchenfenster, das gekippt ist. Es ist spät geworden. Die Sonne legt sich gerade und der Himmel ist violett, rosa und orange gefärbt. Unbeschreiblich schön. Es ist, als würde ich diese Schönheit riechen und schmecken. Ja, als würde ich sie sogar fühlen.

Die Kopfhörer habe ich noch auf. Nun läuft eine Ballade.

Taak Taak Taak Taak Taak. – Ich schliesse die Augen und geniesse diesen Augenblick.

Taak Taak Taak Taak Taak. – Ich fühle mich geborgen.

Taak Taak Taak Taak Taak. – Als wäre alles, was heute geschehen schon wieder vergessen.

Dann öffne ich die Augen und sehe vor mir Strassennamen, Statuen, Monumente, GEISTER. Schockiert lege ich die Kopfhörer weg und sehe gleichzeitig wie diese Stimmen in Form von Gespenstern, von aussen her in meine Wohnung eindringen. Ein gruseliger Chor, der wiederholt wispert und gleichzeitig kreischt: «Du gehörst nicht hierhin.»

Mein Alptraum ist wahr geworden. Die Strassen, Strassennamen, Statuen und Monumente wissen, wo ich wohne. Wir hätten nicht antworten sollen. Das Geschrei und das Gelächter werden immer lauter und nehmen immer mehr Platz ein. Mein Safe Space ist nicht mehr safe. Ich schliesse das gekippte Fenster und ziehe den Vorhang zu. Ich muss ausziehen. Schon wieder

Der Flughafen und ich

**Werde ich am Flughafen nicht herausgepickt,
Werden Schnüffelhunde nicht zu mir geschickt,**

Frage ich mich, was anders gelaufen ist.

Denn ich habe nicht bedrohlich gewirkt.

Meine Hautfarbe plötzlich keine Gefahr?

In diesem Körper gibt es keine Camouflage.

Lag es an der Windrichtung oder am Wetter,

Dass ich nicht behandelt wurde wie eine

Kriminelle?

Das nächste Mal am Flughafen,

Weht der Wind Richtung Norden.

Und ich muss mit zur Polizei.

Die Hunde sind auch schon bereit.

Der Koffer auf, die Schuhe ausgezogen.

Ruhig wirken und alle Fragen beantworten.

Denn diese Situation könnte zu meinem Tod führen.

«Kooperieren», um am Leben zu bleiben.

«Kooperieren», um es ins Flugzeug zu schaffen.

Die Polizei überlebt! Ich atme.

Mein Puls noch hoch, aber ich atme.

Der Wind weht heute Richtung Süden.

Ich habe Glück.

Ich entkomme der polizeilichen Willkür.

Dieses Gedicht wurde von Danielle Isler verfasst. Es wurde erstmals im Rahmen des Wildwuchs Festivals 2023 präsentiert.



Danielle Isler ist Absolventin des Masterprogramms Afrikastudien der Universität Basel und Doktorandin am Afrika Exzellenzcluster der Universität Bayreuth. Sie forscht zu Rassismus in Südafrika und Brasilien und führt Beratungen und Schulungen zum Thema Rassismus durch. Eine modifizierte Version des Textes hat die Autorin zusammen mit Kapi Kapinga Grab als Performance am Kulturmarkt Zürich im Jahr 2021 aufgeführt. Kontakt: danielle.isler@uni-bayreuth.de, www.danielle-isler.com.

muss ich ausziehen. Dann hole ich meinen Laptop und wage mich an die Herkules-Aufgabe: Ich suche eine bezahlbare Wohnung in Zürich. Auf den Formularen muss ich meinen Namen angeben, meine Nationalität, meine Religion, meine Deutschkenntnisse, meinen Beruf, wieviel ich verdiene, und mein Diplom. Wenn du eine Chance haben willst, musst du alle Fragen «richtig» beantworten. Das heisst: Schweiz, christlich, Muttersprache Schweizerdeutsch, Eidgenössisches Diplom. Bevorzugt werden Meier, Sutter, Keller, Furrer, Gerber, Müller und Brunner.

Nach ein paar Tagen sind wir wieder unterwegs. Und wir laufen durch die Strassen von Zürich. Die Strasse spricht zu uns. Ja, die Strassen, die Gebäude, die Monumente und die Statuen. Sie sagen «wir». Sie weisen auf Geschichte hin. Und wir sind mittendrin. ■

Basler Institutionen und ihr afrikanisches Erbe

Eine Einladung zur Auseinandersetzung mit unserer kolonialen

Aufbauend auf bedeutenden Sammlungen und Institutionen hat sich Basel zu einem internationalen Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung entwickelt. Die Ausstellung «Deal with it!» in der Universitätsbibliothek Basel präsentiert die Geschichte und Gegenwart der Institutionen aus der Perspektive von Studierenden und hat zusammen mit einem reichhaltigen Begleitprogramm das Ziel, einen breiteren Diskurs zu Basels kolonialer Vergangenheit und aktuellen Beziehungen zu Afrika anzuregen, aber auch sich mit Rassismus auseinanderzusetzen. Die Studentin Elisa da Costa Policarpo hat die Ausstellung zusammen mit Benedikt Wyss kuratiert. In ihrer Eröffnungsrede reflektiert sie, wie dieser Prozess sie als Angolanerin emotional forderte und ruft zu Mut im Umgang mit unserem kolonialen Erbe auf.

8

Heute darf ich hier kurz eine Rede halten. Was vielleicht einfach erscheint, hat mir letzte Woche Kopfzerbrechen bereitet. Hier zu stehen, hat in mir Angst ausgelöst. Angst davor, etwas Falsches zu sagen und Menschen zu verletzen. Angst davor, nicht verstanden zu werden. Angst davor, zu scheitern. Angst davor, mein Team, aber auch insbesondere die Schwarze Community zu enttäuschen. Ich hatte einfach Angst.

Ich habe viel geweint, sah mich mit alten Wunden konfrontiert, wollte aufgeben. Wieso kann ich nicht stark sein? Wieso fühle ich mich so schwach, so elend und das kurz vor dem Ziel? Wieso diese Schwere?

Nelson Mandela sagte einst: «Ich habe gelernt, dass Mut nicht die Abwesenheit von Furcht ist, sondern der Triumph darüber. Der mutige Mann ist keiner, der keine Angst hat, sondern der, der die Furcht besiegt.»

Mutig stehen wir daher nun alle hier. Das «Deal with it!»-Team, die Studierenden, die involvierten Institutionen, Sie als Besuchende. Wir sind mutig, weil wir uns alle einem schrecklichen und schmerzvollen Erbe stellen.

Liebe Clara, Gian, Ivana, Mario und Viviane. Ihr wart so mutig. Furchtlos habt ihr Studierenden euch mit den Geschichten der Mission21, des SwissTPH, der Basler Afrika Bibliographien, des Museums der Kulturen und des Zentrums für Afrikastudien, der Uni, gestellt. Ihr habt kritische Fragen platziert, in Archiven gesucht und Dokumente gewälzt, eure Perspektive sehen wir heute in der Ausstellung. Bravo.

Liebe Ursula, lieber Giovanni, liebe Magdalena, lieber Giorgio, lieber Antonio. Furchtlos habt ihr die Geschichten eurer Institutionen geteilt, keine unschönen Wahrheiten oder Schwierigkeiten ausgelassen, uns tiefen Einblick gegeben und zusammen mit euren Teams den Studierenden mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Danke.

Reto und Alice. Als Initiant:innen habt ihr ein wichtiges Problem in der Afrikaforschung erkannt und nicht nur ein, sondern gleich zwei Projekte gestartet. Ohne zu wissen wie diese zu finanzieren. Mutig habt ihr jede Hürde genommen und mit viel Einfühlungsvermögen und Diplomatie auch in hitzigen Zeiten uns allen den Weg gewiesen.

Lieber Beni. Seit unserem ersten Treffen in einem Blockkurs im Herbstsemester 2021 lässt du mich nicht mehr los. Wo auch immer du kannst, hast du mich in Projekte involviert, dein Herz und dein Netzwerk für mich geöffnet. Du hast direkt meine Leidenschaft für die Thematik erkannt und mich ohne zu zögern als Kuratorin vorgeschlagen. Mutiger geht es nicht.

Danke an alle am Rahmenprogramm-Teilnehmenden. Ihr seid furchtlos, weil ihr Angebote schafft, die unsere Gesellschaft kulturell bereichern.

Ein ganz spezieller Dank geht an sämtliche Netzwerke und Kollektive. Ihr beweist unglaublichen Mut und das seit Jahren, sogar Jahrzehnten. Furchtlos steht ihr für Menschenrechte, Gleichberechtigung, Solidarität und die Aufklärung ein.

In der Schweiz sind Fragen rund um Rassismus, Wiedergutmachung und Rückgaben, mehr Geld für Forschung, Kulturangebote und soziale Projekte leider ein wiederkehrendes und leidiges Thema. Noch immer werden People of Color ausgegrenzt, verbal beleidigt, benachteiligt und getötet.

Als Schwarze Frau habe ich Angst hier zu stehen und Ihnen mitzuteilen: Ich fühle mich im eigenen Land weder sicher noch dazugehörig! Ich erlebe weiterhin rassistische Angriffe. Als Menschenrechtlerin betreue ich diverse People of Colour und höre schreckliche Geschichten. All das ist Teil dieser kolonialen Geschichte, dieser langjährigen Ungerechtigkeit. Wieso werden wir immer noch als Menschen zweiter Klasse gesehen? Wieso werden unsere Stimmen nicht gehört? Müssen wir noch lauter werden? Hört das denn nie auf?

Agostinho Neto würde jetzt sagen: «Der Kampf geht weiter, der Sieg ist sicher! A luta continua, a vitoria esta certa.»

Der Kampf, diese Geschichte des Kolonialismus zu lösen, geht weiter.

Gerne möchte ich Sie alle bitten, auch furchtlos und mutig zu sein. Lassen Sie uns gemeinsam diesem schwierigen Erbe entgegentreten. Ich hoffe daher sehr, dass Sie sich die Zeit nehmen, durch die Ausstellung zu gehen, hinzuhören, Neues zu lernen, eigene Privilegien zu hinterfragen und kritische Fragen zu stellen.

Dieses Projekt sehe ich als einen Meilenstein, einen weiteren Schritt auf dem Weg zu einer Lösung. Ich hoffe sehr, dass diese Ausstellung mit dem vielseitigen Rahmenprogramm der Anfang von vielen kommenden Projekten darstellt.

Bevor ich Sie nun entlasse, noch ein letztes Wort. Wir alle können nichts für die Geschichte, für die Handlungen unserer Vorfahren, aber wir können Verantwortung dafür übernehmen, wie wir mit dieser Geschichte umgehen wollen. Gemeinsam. ■

**«Ich bin, weil du bist! I am because you are.
Wir sind alle Teil eines grossen Ganzen.»**
(Ubuntu Philosophie)



Elisa da Costa Policarpo studiert African Studies an der Universität Basel. Die Fachfrau für Kommunikation engagiert sich stark für BIPOC-Anliegen und betreibt zum Beispiel die Podcast-Reihe Blackfluencers. Kontakt: e.dacostapolicarpo@stud.unibas.ch.

Afrika-Bestände zugänglich gemacht

PARC – Portal for African Research Collections



Mit dem Go-live vom 24. August 2023 wurde ein lang gehegter Traum wahr. Erstmals sind die verschiedenen Basler Afrika-Bestände über ein gemeinsames Rechercheportal zugänglich. Neben bibliografischen und archivalischen Sammlungen sind auch ethnographische Objekte, Fotografien, Plakate, Filme, Videos, Tonträger sowie digitale Sammlungen (inkl. audiovisuelle Medien) zu finden. Das Portal macht diese Sammlungen nicht bloss über einen Metakatalog zugänglich und sichtbar, sondern es berücksichtigt auch Nutzer im globalen Süden. Das technische Design ist so ausgerichtet, dass das Portal auch bei schlechter Internetverbindung funktional bleibt und sichert eine gute Zugänglichkeit für Forschende, Studierende und andere Interessierte auf dem afrikanischen Kontinent. Aktuell sind die digitalen Archive von fünf Partnerinstitutionen abrufbar: Universität Basel, Schweizerisches Tropen- und Public Health-Institut, Museum der Kulturen Basel, Mission21 und Basler Afrika Bibliographien. In Zukunft können weitere Bestände innerhalb der Schweiz und Europa oder solche afrikanischer Institutionen integriert werden. •

www.parc-portal.org

Deal with it! Ausstellung und Rahmenprogramm

Die Ausstellung in der Universitätsbibliothek stellt die individuelle und gemeinsame Geschichte und Gegenwart von fünf Basler Institutionen mit Afrikabezug aus der Perspektive von Studierenden vor: Universität Basel, Schweizerisches Tropen- und Public Health-Institut, Museum der Kulturen Basel, Mission21 und Basler Afrika Bibliographien.

Warum findet sich ausgerechnet in Basel eine derartige Vielzahl an Institutionen mit Bezug zum afrikanischen Kontinent? Die Entwicklung basiert auf einer längeren Tradition des akademischen Engagements mit Afrika in der Region. So werden in der Ausstellung zum Beispiel sowohl die ersten Afrika-Expeditionen des Basler Grossbürgertums als auch gegenwärtige schweizerisch-afrikanische Kooperationsprojekte auf Augenhöhe – wie etwa das Afrika-Komitee – vorgestellt.

Gesamtprojektleitung

Alice Spinnler und Reto Ulrich

Ausstellungskuration

Elisa da Costa und Benedikt Wyss

Recherche und Texte

Gian Gaggiotti, Clara Graber, Mario Kull,
Viviane Sprecher und Ivana Tipura

Szenografie

Bravo Ricky, Grafik Sylvan Lanz

Die Ausstellung ist noch bis 31. Januar 2024 der Öffentlichkeit zugänglich, der Eintritt ist frei.

Öffnungszeiten

Montag bis Freitag 8 bis 20 Uhr

Samstag 10 bis 20 Uhr

Ort

Universitätsbibliothek Basel

Schönbeinstrasse 18–20, 4056 Basel

DEAL WITH IT

Afrikanisches Erbe in Basel

Woraus ein Name besteht

Ein Gespräch über binationale Herkunft und Mehrsprachigkeit

Die Sprache spielt eine zentrale Rolle für den Zugang eines Kindes zu Familie und Gesellschaft aus der der afrikanische Elternteil stammt. Der in Basel wohnhafte Schriftsteller Mohomodou Houssouba legt grossen Wert darauf, seinem Sohn Soulyèye die eigene Muttersprache mitzugeben. Für unser Themenheft führten die beiden ein Gespräch in Songhay, das anschliessend ins Französische und nochmals ins Deutsche übersetzt wurde. Die Reflexion über binationale Herkunft und Mehrsprachigkeit zeigt, wie die beiden Welten selbstverständlich ineinander überfliessen.

Mohomodou Houssouba: Wie heisst du?

Soulyèye Gisler: Soulyèye Severin Maïga Gisler.

MH: Wir nennen dich Soulyèye, aber du hast noch drei andere Namen.

SG: Ja, Severin ist der Name meiner Urgrossmutter, der Mutter von Pias Vater. Maïga ist der Name meiner Familie in Mali. Ich verstehe das nicht ganz. Es ist wie ein Name für die Songhay – ein stereotyper Name in gewisser Weise. Wie Luigi aus Italien oder Gisler aus Uri. Ein repräsentativer Name.

MH: Es ist ein Familienname, ein Nachname. Einen solchen bezeichnet man mit «Zammu». Das Wort bedeutet auch «Lob». Man benutzt es, um etwas Gutes über jemanden zu sagen, besonders bei einer Zeremonie.

Namen erzählen Geschichten

SG: Wenn mich in Bamako jemand fragt, woher meine Familie kommt, antwortet er, sobald ich Gao sage: «Dann ist es Maïga».

MH: Klar, wenn du in Mali deinen Ausweis zeigtst, ignoriert man Gisler und nennt dich Soulyèye Maïga. Das ist ein sehr bekannter Name. Wie Gisler ja auch. In der Zentralschweiz, sobald du Gisler sagst, verorten die Leute dich im Kanton Uri.

In Mali ist die Verwendung des Familiennamens je nach Region unterschiedlich. Bei uns im Norden war es eigentlich sehr selten und nur bei Zeremonien üblich. Der Familienname wird nur in diesem Zusammenhang verwendet. So hört man Touré, Cissé, Haïdara... Aber am häufigsten ist Maïga.

SG: Als Nachname?

MH: Ja. Was die Bedeutung angeht, bin ich mir auch nicht ganz sicher. In diesen Dingen gibt es immer mehrere Interpretationen. Manche sagen, dass es von may (besitzen, herrschen) kommt. Zum Beispiel, ich besitze oder beherrsche etwas, diese Sache gehört mir. Ay g'a may (Gao). Ay may g'a (Timbuktu). Oder: Mayray [Eigentum].

SG: Ich verstehe. Aber du sagst doch immer, dass du nicht ein Maïga bist. Du hast gesagt, dass der Nachname deines Vaters Dicko ist.

MH: Nun, warum ich sage, dass ich nicht ein Maïga bin. Als ich als Kind meinen Vater fragte, erklärte er mir, dass der Familienname seines Vaters Dicko sei, Fulani, die aus dem Massina, dem Zentrum des Landes, nach Gao ausgewandert waren. Ihre Wurzeln reichten vor langer Zeit bis nach Fouta Djallon in Guinea zurück. In Gao hatten viele von ihnen Einheimische geheiratet und die Kultur und Sprache der Songhay angenommen. Diese Fulani-Linie trägt noch heute den Namen Dicko. Die Seite meiner Mutter ist ganz Songhay, aus der Altstadt von Gao. Es sind dieselben Familien, die auf Felder in Bagoundié, Tacharane, Tabangaw, Ansongo –

eigentlich bis zur Grenze zum Niger – zogen und sich dort niederliessen. Manchmal war das die Folge von internen Konflikten oder Invasionen.

Zwei Ländern zugehörig

MH: Dein Name vereint also zwei Länder. Aber fühlst du dich als jemand von zwei Ländern? Oder, hast du die Namen von zwei Ländern, gehörst aber eigentlich zu einem?

SG: Nein, von zwei Ländern, aber ich kenne die beiden nicht auf die gleiche Weise. In dem einen lebe ich mit meiner Familie. In dem anderen gibt es Verwandte, die man nicht so oft sieht. Für mich ist alles ein bisschen weit weg, was mit Mali zu tun hat. Ausserdem bin ich schon sehr lange nicht mehr in Gao gewesen. Bamako ist für mich wie ein Nachbarland, das mir nahe ist, aber nicht wirklich wie mein Zuhause. Ich kann mich nicht mit dem Ort identifizieren. Wir gehen dorthin, weil wir Leute kennen, die unsere Verwandten sind, zu unserer Familie gehören. Aber, wenn es dort niemanden von ihnen mehr gibt, weiss ich nicht, ob ich dorthin gehen möchte.

Besuch der Dorfschule

MH: Und die Schule in Bagoundié?

SG: Stimmt, ich bin [bei einem frühen Aufenthalt] dort in die Schule gegangen, aber ich habe nichts verstanden. Am Tag des Schulbeginns erschien die Lehrerin nicht. Wir waren in der Schule, aber es passierte nichts. Wir konnten auch nicht spielen. Wir mussten in dem Haus warten. Das hat mir gar nicht gefallen.

MH: Danach versuchten wir, uns zu Hause zu organisieren.

SG: Wir wollten den Unterricht zu Hause machen. Ich glaube, es gab eine Art Tafel.

MH: Ja, wir hatten eine bei einem Schreiner in der Stadt bestellt... Zwei Tage später habt ihr eure Netze und Steinschleudern gepackt und seid mit dem Esel in den Busch gezogen. Das, was man auf Französisch «école buissonnière» nennt.

Frage zu einer Sprache

MH: Also, welche Sprachen sprichst du?

SG: Schweizerdeutsch, Deutsch, Songhay, Englisch, Französisch. Mein Französisch ist nicht sehr gut, aber ich verstehe ziemlich gut. Wenn es sein muss, kann ich mich perfekt mit den Leuten verständigen.

MH: Songhay – als wir 2008 lange in Gao waren, hast du es gut beherrscht. Jetzt scheint es, als hättest du dich ein wenig davon entfernt.

SG: Das Problem ist, dass es kaum Leute gibt, mit denen ich mich unterhalten kann. Auf diese Weise verliere ich das ganze Vokabular, das mit Mali zu tun hat.

Aber wenn ich es wieder verbessern will, wird das nicht schwer sein.

MH: Du hast eine gute Grundlage, indem du während unseres langen Aufenthalts im Dorf gelernt hast, die Sprache gut zu sprechen.

SG: Ja, ich habe einige Wörter vergessen, die nicht zu meinem aktiven Wortschatz gehören. Was die Struktur angeht, so drücke ich meine Gedanken auf Deutsch aus, auch wenn ich Songhay spreche. Ich bemerke es nicht einmal, es kommt in der deutschen Struktur heraus. Das zu ändern wird schwierig sein, die Struktur anzupassen, um normal mit den Menschen zu sprechen. Der Satzbau, die Reihenfolge der Wörter ...

MH: Die Syntax ist die tiefere Ebene des Ausdrucks, und hier zeigt sich, in welcher Sprache du gelernt hast, zu denken und deine Gedanken zu artikulieren. Ihre Form hat einen starken Einfluss auf jede Zweitsprache, was Songhay für dich schliesslich ist. Man könnte sagen, dass du ein germanisiertes Songhay sprichst.

Weitere Afrikaerfahrungen

SG: Ich erinnere mich auch daran, dass wir nach Guinea gefahren sind.

MH: Woran erinnerst du dich?

SG: Die Grenzpolizei und die Kontrollen auf den Strassen sind das, was mir von unserer kurzen Reise am meisten in Erinnerung geblieben ist. Und wir waren alle so hungrig.

MH: Weil wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten – sie hielten uns lange auf der Strasse auf, für nichts.

SG: Als wir am Abend nach Bamako zurückkamen, lachten alle, als wir von unserem Abenteuer erzählten. Deine beiden Freunde, mit denen wir im Restaurant gegessen haben. Der Tierarzt hat von seinen eigenen Erfahrungen in Guinea, aber auch in Ghana, Niger, Togo und der Côte d'Ivoire erzählt. Aber ich selbst erinnere mich nicht viel an den Niger, also bleibt Guinea die schlimmste Reiseerfahrung.

MH: Man sagt, dass Mali und Guinea sich sehr nahe sind. Sind sie sich für dich ähnlich?

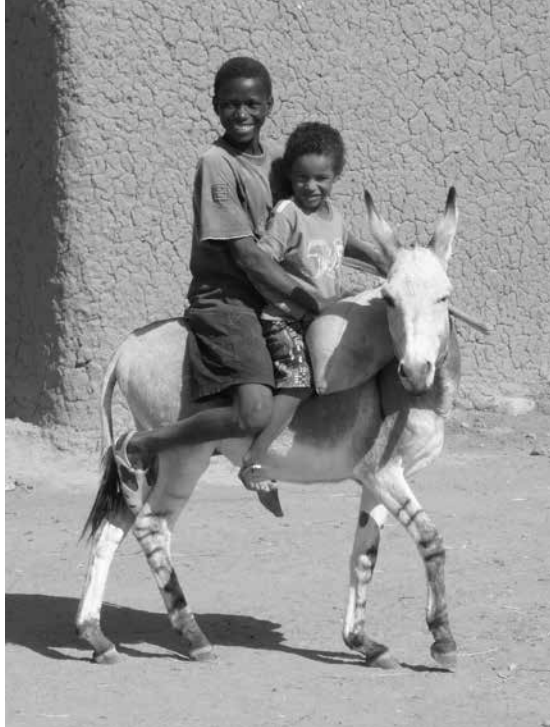
SG: Nein, nein, für mich sind sie sich überhaupt nicht ähnlich. Sie sind sehr unterschiedlich. Die Dörfer und Städte ähneln sich nicht. Meiner Meinung nach ist nichts gleich. Dort habe ich gespürt, dass Mali meine Heimat ist. Nach Mali zurückzukehren war für mich eine Erleichterung, eine Art Heimkehr. Wie: «Puh, endlich zu Hause sein, wo man mich in Ruhe lässt».

Afrika studieren, die Welt verstehen

MH: Wenn du dir deinen Lehrplan [Studienfächer Geschichte und Geografie] ansiehst, denkst du, dass er dich auch dazu befähigen wird, die Geschichte Afrikas, die Vergangenheit der afrikanischen Gesellschaften zu studieren? Zum Beispiel die Geschichte von Mali, Songhay und Ghana. Das waren die grossen westafrikanischen Staaten des 9. bis 16. Jahrhunderts.

SG: Grundsätzlich interessiert es mich, wenn man Vorlesungen in dieser Richtung anbietet. Aber im Moment, so wie ich das sehe, liegt der Schwerpunkt auf Südafrika. Alles scheint sich auf das südliche Afrika oder Länder des Zentrums zu konzentrieren, nicht auf Westafrika.

MH: Nun, zum Abschluss, wenn du Leuten erzählst,



Soulèye Gisler aus Basel mit seinem malischen Cousin Billa anlässlich eines prägenden langen Aufenthalts in Gao, der Heimatstadt seines Vaters (Bild: Familie Houssouba-Gisler 2008).

dass du Wurzeln in Mali oder Verwandte in Afrika hast, was tendieren sie, dir zu sagen? Welche Fragen stellen sie dir am häufigsten?

SG: Zunächst einmal wissen viele nicht einmal, wo Mali liegt. Weil sie keine Ahnung haben, wo der Ort liegt, können sie ihn sich auch nicht vorstellen. Es gibt zwei einfache Dinge, von denen man sagen kann, dass viele sie kennen. Wenn ich bei Leuten eines bestimmten Alters Timbuktu oder Ali Farka Touré erwähne, verstehen sie, woher ich komme. Ansonsten merke ich meistens, dass viele keine Ahnung haben, wie das Leben dort ist. Ich erkläre ihnen, dass die Menschen in Mali zwar nicht viel Geld haben – man kann sagen, dass sie arm sind – aber das bedeutet nicht, dass sie nicht genug zum Leben haben, oder dass sie nicht gut leben. Ja, ich glaube, dass das hiesige Bild von Armut bedeutet, dass jemand entweder mittellos ist oder bettelt. Man arbeitet nicht und lebt deshalb nur schlecht und recht. Im Mittelalter hatte man in Europa ein solches Bild von Armen, man stellt sich traurige, unglückliche Menschen vor. Ich habe das Gefühl erklären zu müssen, dass es eine andere Form von Armut gibt. Man hat nicht viel Kapital, man kann nicht alles kaufen, was man will. Trotzdem kann sich die Mehrheit der Menschen ein normales Leben leisten. Die meisten haben ein Dach über dem Kopf, die meisten haben genug zu essen oder zu trinken, zumindest in Bamako und in den Städten.

MH: Sicher, hier hören sie bloss, was über die Krise gesagt wird, alles ist verschwommen und endlos wie ein tief hängender Nebel. Es ist wie eine Nachricht, die sie vor langer Zeit gehört haben, mit der Vorstellung, dass sich die Situation jeden Tag verschlechtert.

SG: Was die Hungernot oder den Mangel an sauberem Trinkwasser betrifft, so hat das sicherlich mit den aktuellen Ereignissen zu tun. Schau, ich finde es viel wichtiger zu vermitteln, dass es nicht so ist, dass die Menschen nichts haben, wovon sie leben oder wohin sie gehen können. Innerhalb der Familie ist die Solidarität so stark, auch weil es kein anderes soziales Netz gibt. Man ist nicht unbedingt orientierungslos. Es ist anders, arm zu sein inmitten von sehr reichen Leuten, wie etwa hier in der Schweiz.

MH: Sagen wir, das ist der Unterschied zwischen Elend und Armut.

SG: Genau.

Zwischen zwei Welten

Vom Aufwachsen als Kind afro-schweizerischer Eltern

Das Interview von Susy Greuter mit dem in Rheinfelden praktizierenden und aus Ghana stammenden Psychiater Kojo Koranteng beleuchtet die besondere Problematik, mit der sich Heranwachsende mit schweizerischen und afrikanischen Wurzeln konfrontiert sehen.

Susy Greuter: Haben Schweizer:innen mit einem afrikanischen Elternteil besondere Identitätsprobleme? Ist diese Frage eine rassistische Projektion, die man jemandem mit Wurzeln in Polen nie zumuten würde?

Kojo Koranteng: Afrikaner:innen haben eine traumatische Beziehung zu sich selbst aufgrund der Geschichte des Sklavenhandels und des Kolonialismus. Ein Pole bewegt sich hier unter Leuten auf eine Art, die ihm vertraut ist, abgesehen vielleicht von der Sprache. Aber eine Afrikanerin, die z.B. aus Ghana hierher kommt, sieht sich schon nur aufgrund ihrer Hautfarbe immer in einem Kontrast. Afrikaner:innen haben diese problematische Beziehung zu sich selbst auch aufgrund einer Spaltung. Es gibt das wunderbare Buch: «Things Fall Apart». Chinua Achebe sagt da: «Es ist einfach, die Europäer wieder aus Afrika raus zu haben – aber was ist mit unseren Brüdern, die inzwischen in die Kirche gehen, die europäische Wertsysteme übernommen haben. So viele haben sich abgewandt.» Und das ist unsere Schwachstelle. Wir haben gelernt, dass unsere Herkunft nicht gerade fortschrittlich ist, primitiv, nichts Erstrebenswertes. Das ist eine Problematik, die schwarze Menschen mit sich tragen ...

SG: Betrifft das Secondos, resp. Secondas gleichermaßen?

KK: Secondos aus Italien geben da eine gute Anschauung: Es zeigt sich immer, dass sie eine extreme Liebe haben zu italienischem Zubehör: die Sprache, die Fahne, Mode oder Autos. Aber wenn sie nach Italien fahren, ist das für sie ein Urlaubsland und nicht der Ort, an dem sie leben wollen. Sie unterscheiden sehr stark zwischen dem Ideal und der Realität. Italienische Herkunft ja, aber sie nehmen auch wahr, dass sie in die Deutschschweiz gehören: Das ist der Ort, wo sie arbeiten und sich aufhalten – Italien ist Urlaubsland. Secondos afrikanischer Herkunft haben ein ähnliches Bild, sie betrachten Afrika als ein Ideal, aber sie hören auch von der Armut, von Hungersnöten, fehlendem sauberem Trinkwasser – mit so etwas kann man sich nicht identifizieren. Da kommt die Spaltung, der Konflikt zum Vorschein. Italiener wissen auch, dass es die Mafia gibt, aber es betrifft nicht das Land per se. Afrikanische Länder hingegen enttäuschen, sei es was die wirtschaftliche Entwicklung betrifft, sei es was die Schule betrifft: Wir sehen Bilder von Kindern, die auf dem Boden sitzen für den Schulunterricht. Darauf kann man nicht stolz sein. Das ist eine andere Ausgangslage, auch gegeben durch das, was über die Massenmedien auf sie zukommt.

SG: Es gibt häufig nicht viel mehr als Skandal- und Katastrophenberichte aus Afrika.

KK: Ja, das schmälert ihren Identitätswunsch mit Afrika. Da wird das erst problematisch. Ich meine aber, es gibt einen anderen Teil Afrikas, der sehr positiv ist:

Mental Health Care Adumasa

Engagement in Ghana

Neben seiner Praxis in Rheinfelden engagiert sich Kojo Koranteng in dieser Klinik in Kwahu. Hier werden mit einem ganzheitlichen und kulturell integrierten Ansatz psychisch beeinträchtigte Personen von Heilern, Psychiatern und ihren Familienangehörigen betreut. Das Zentrum bietet die Möglichkeit, sich eine Auszeit zu nehmen, und an künstlerischen Aktivitäten teilzunehmen – einem Theater- und Musikatelier, sowie einem Goldschmied-, Mal- und Schnitzereatelier. Auf diese Weise wird traditionelles Kunsthandwerk mit Ansätzen der westlichen Ergotherapie kombiniert. Der Aufenthalt im Zentrum ist für eine kleinere Anzahl Personen gedacht, er ist zeitlich unbeschränkt und kostenlos. Die Therapie stellt auch emotionale Beziehungen zu Familienangehörigen ins Zentrum, welche einen Teil der Pflege übernehmen und die Patienten unterstützen.

www.adumasa.ch



Kojo Koranteng mit der Heilerin Paha Komfo im Mental Health Care Centre Adumasa, Ghana.

Die musikalische und kulturelle Szene. Ich lese und höre zum Beispiel auf den sozialen Medien, dass Afro-Media die heute gängige Musik ist, Musik aus Nigeria und Ghana ist hier inzwischen salonfähig geworden. Und insofern können sich die Secondos und Secondas mit der afrikanischen Kulturszene identifizieren und Stolz entwickeln.

Je jünger sie sind, desto mehr identifizieren sie sich mit dem europäischen Kontext, aber je älter sie werden, desto mehr wird Schwarzafrika dann auch verherrlicht. Denn sie sehen sich ja im Spiegel und erkennen, dass sie nicht nur von hier kommen. Da kommt immer mehr dann die Abspaltung, dass man eben zu dieser Volksgruppe gehört. Und egal ob der Secondo hier an die Universität geht und studiert – was er wahrnimmt, ist, wie er angesprochen wird. Das ist oftmals eine Ernüchterung, denn man sieht ihn oder sie an und nimmt an: Sie kommt aus Afrika und spricht sie als Afrikanerin an und nicht als Seconda. Mit der Zeit merkt man, das Umfeld nimmt einen als Afrikaner wahr. Und die ersten Fragen, die kommen, sind Afrika-spezifische Fragen.

SG: Kommt daher also fast ein Druck, sich noch mehr mit Afrika zu identifizieren? Wir wollen in diesem Heft ja hauptsächlich diese Beziehungen zu Afrika ausleuchten. Secondos und Secondas waren oft mehrfach in Afrika, um die Familie zu besuchen – und was bleibt dann?

KK: Ich habe manche junge Secondas ermutigt, nach Afrika zurückzukehren. Sie sind hier geboren und sie wollen die Heimat ihrer Eltern und Grosseltern besuchen. Sie wollen eine Grossmutter kennenlernen, mit der sie hin und wieder mal über das Telefon sprachen, die sie aber persönlich nicht kannten. Ich habe sie darin unterstützt, doch nach Angola oder in den Kongo zu fliegen und den zweiten Teil der Familie kennen zu lernen, sich von den sozialen Gegebenheiten selbst ein Bild zu machen.

SG: Sie sind Psychiater – wo liegen die psychischen Probleme, die bei ihnen ankommen?

KK: Die Herkunft aus gemischten Ehen zum Beispiel: Die Kinder sind in die hiesigen kulturellen Gegebenheiten hineingeboren und vor allem als Deutschschweizer:innen sozialisiert. Sie nehmen aber wahr, dass z.B. ihr Vater aus Angola oder Ghana kommt. Sie denken nicht, dass das eine richtiger sei als das andere, aber es besteht die Notwendigkeit, beides anzusprechen, beides zu integrieren, um sich selbst in ein Gleichgewicht zu bringen.

Noch so ein Beispiel: Ich versuche oft, die Eltern zu überzeugen, eine afrikanische Sprache mit den Kindern zu sprechen. Weil die Eltern in Deutsch oder Englisch Fehler machen, diese Sprachen nur schlecht beherrschen. Und irgendwann werden die Kinder das korrigieren und dann meinen, dass sie auch mehr Wissen haben. Das kann zu Problemen führen. Wenn sie Deutsch verwenden, um den Kindern etwas beizubringen in einer falschen Satzstellung, korrigieren die Kinder die Eltern. Und nicht nur das, sie gehen dann davon aus, dass auch der Inhalt falsch ist.

SG: D. h. die Eltern verlieren im Grunde ihre Autorität, weil sie sich in einer fremden Sprache nicht wirklich repräsentieren können?

KK: Und es ist ja auch so, dass Kinder in Afrika nicht viel Mitspracherecht haben – das wirst du bemerkt haben. Man denkt, dass es nicht förderlich sei für die Kinder. Man geht davon aus, dass die Kinder zu gehorchen haben, dass die Eltern mehr Erfahrung und mehr Wissen mitbringen: Dass das, was sie vertreten, Erfahrungswerte aus der Vergangenheit sind. Doch wenn wir z.B. junge Erwachsene anschauen, können wir nicht sagen, sie hätten gelitten dadurch, dass die Eltern sehr präsent, sehr markant und zurechtweisend waren.

SG: Ich sehe, was Sie da skizzieren: Dass Streit entsteht, wenn sich die Eltern nicht mehr akzeptiert fühlen, keine Autorität mehr haben.

KK: Der Konflikt ist fast systemimmanent, wenn ein Elternteil afrikanisch, der andere europäisch ist. Sie kommen aus zwei verschiedenen Wertesystemen, da kommt es irgendwann zum Clash. Es stellt sich also die Frage: Wie lässt sich das vermeiden? Ich finde den Dialog sehr sehr wichtig. Oder man muss sich hinsetzen und über das Ganze nachdenken und es neu präsentieren.

SG: Das Verhältnis gegenüber der eigenen (Schul-) Klasse, gegenüber Gleichaltrigen, Schweizer:innen überhaupt ist also weniger ein Problem, das bei Ihnen ankommt?

KK: Ich denke, dass Konflikte mehr im Familienkreis entstehen, im Zuhause. Es gibt schon auch Probleme von auswärts, aber man nimmt an, dass der primäre Konflikt innerfamiliär entsteht, da wo die verschiedenen Positionen und auch Sozialisationen vertreten sind. ■



Kojo Koranteng ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie. Seine Schwerpunkte sind analytisch orientierte Psychotherapie, Ethnopschoanalyse und Ethnopsychiatrie, sowie Sozialpsychiatrie. Er lebt und praktiziert in Rheinfelden. Kontakt: k.koranteng@bluewin.ch.

Sudan

Dem Hahnenkampf ist keine Diplomatie gewachsen

Der Chef der regulären Armee des Sudan, Fatah al-Burham, gab bekannt, dass er Port Sudan – 600 Kilometer von Khartoum am Roten Meer gelegen – zur neuen Hauptstadt ausbauen will (Präsidentenpalast zuerst). Das macht deutlich, dass Khartoum definitiv von den Kämpfern der Rapid Support Forces (RSF) des ehemaligen Diktators al-Bashir und deren Anführer, Mohamed Hamdan Dagalo, genannt Hemedti, besetzt ist. Nach den viereinhalb Monaten Kampf zwischen den Militärs ist das einstige Zentrum des Sudan schwer beschädigt durch Luftangriffe der regulären Armee, und fast alle Bürgerhäuser und auch Museen hat die RSF-Miliz mehrfach geplündert. Die einstigen Janjaweed und arabischen Milizen stammen aus den (westlichen) Provinzen, in denen es kaum moderne staatliche Dienste und Bildung gibt. Eine gegen das Zentrum und die Städter:innen gerichtete Feindschaft verschärft den Umgang der Soldateska mit der Bevölkerung in den bürgerlichen Vierteln, aus denen allerdings bis zwei Millionen Bewohner:innen schon länger in Flucht geschlagen sind. Die widerständige Jugend, die fünf Jahre lang beharrlich Demokratie forderte, organisiert heute die humanitäre Minimalhilfe, weil Spitäler längst von der RSF in Beschlag genommen oder geplündert sind. Die Bewohner:innen der populären Vorstädte – fast ebenso schlecht bedient wie die Provinz in den dreissig Jahren der Herrschaft al-Bashirs – schlagen sich teilweise mit Hehlerei von Raubgut durch – Arbeit ist kaum mehr zu finden. Hemedti, der gegen «eine Teilung des Sudan durch al-Burham» Lärm schlug, gebärdet sich andererseits staatsmännisch, indem er sich dem Büro für die Koordinierung humanitärer Angelegenheiten der Vereinten Nationen (OCHA) als Vermittler für humanitäre Hilfe anbot und seinerseits mit der Bildung einer Regierung drohte. Allerdings wurde gleichzeitig sein Bruder, der für die Besetzung von Darfur zuständig war, von den Vereinigten Staaten mit Sanktionen belegt wegen diverser Massaker inklusive zahlloser Verstösse gegen die Menschenrechte. Die Zahl

der Fliehenden, welche die Grenze zum Tschad überquerten, wird auf nicht weniger als eine Million geschätzt. 42 Personen sollen in den improvisierten Camps bereits an Malaria und Hunger gestorben sein. ■

Tanzania

«Greengrabbig» zugunsten zahlender Gäste

Die Umplanung von Naturgebieten, die meist nur spärlich oder nomadisch genutzt wurden, zu neuen Tier- und Naturschutzparks, wurde in der 2010er Jahren «greengrabbig» getauft. In diesen Gebieten wird zugunsten der Tierwelt den einstigen Nutzer:innen der Zugang zu ihren Ressourcen verboten. Unter der neuen, liberal orientierten Staatsführung droht dieses Schicksal in Tanzania nun auch vielen Massai, obwohl deren Wanderung mit ihren Herden durch die Serengeti anerkanntermassen dem Wildtierbestand nicht schadet. Da allerdings die vom Staat beanspruchten Landstriche nicht als Schutzparks, sondern als zukünftige Jagdgebiete für zahlende Gäste aus Saudiarabien und den Emiraten geplant sind, wurde trotz weltweiter Proteste zugunsten der Massai die Vertreibung fortgesetzt. Diese setzen ihre Kampagne unter Einsatz ihrer weltweiten Bekanntheit jedoch unentwegt fort, unterstützt auch von Amnesty International. Die Organisation wirft der tansanischen Polizei übermässige Gewaltanwendung vor. ■

Äthiopien

Keine Beruhigung

Es ist, als ob nach der Ablösung der eisernen Hand, mit welcher Tigrinya bis 2018 die Allianzregierung ethnischer Parteien führte, jede der grosse Ethnien Äthiopiens die führende Rolle beanspruchen wollte. Begonnen hat der Zerfall der Allianz mit der Erhebung von Teilen der Oromo, der bevölkerungsmässig grössten Volksgruppe. Mit dem Plan des Präsidenten Abiy Ahmed, mit einer die Ethnien negierenden Partei einen «moderneren» Staat zu begründen, schwand für die Oromo die Aussicht, zukünftig nicht mehr von einem kleinen, militärisch hoch strukturierten Volk gegängelt zu werden. Es gelang der durch den Präsidenten ursprünglich amnestierten Oromo Liberation Army, in mehreren, seit Langem vernachlässigten Regionen Rebellionen auszulösen. Diese hatten allerdings weniger ein strategisches Ziel, als den faschistischen Impuls, zugewanderte «Fremde», also Angehörige anderer Ethnien, zu verdrängen. Betroffen waren im Süden die äthiopischen Somali und vielerorts Amharen. Aber auch amharische Milizen selbst wollen sich Gebiete, welche sich die Tigrinyer in ihrer immerhin 20jährigen Vorherrschaft einverleibt haben, handgreiflich zurücknehmen und keine Vermittlung der Zentralregierung dulden. Das Vorhaben Abiys, die regionalen Milizen aufzulösen, resp. in die nationale Armee und Polizei überzuführen, stiess auf Misstrauen und das Gefühl, ohne eigene Milizen seinen «Feinden» schutzlos ausgeliefert zu sein ... So entstand hier ein weiterer schwelender Brandherd ethnischer Abwehr gegenüber der Zentralregierung. ■

Die grosse Show für das afrikanische Klima

Insbesondere in den westlichen Medien erschienen Berichte über die afrikanische Klimakonferenz in Nairobi vom September 2023, die den Gipfel schon fast als grossen Aufbruch, wenn nicht gar als Ausbruch aus der Rolle von Befehlsempfängern darstellen: Die Schlusserklärung verlangt energisch Budgethilfen aus dem Norden für die nötigen Klimapräventionsmassnahmen und die Behebung von durch den Klimawandel bedingten Schäden. Der Aufzählung möglicher Geldquellen wie CO₂-Steuern auf Handel mit fossilen Treibstoffen, auf Schiffsverkehr und Flügen, inklusive einer globalen Transaktionssteuer folgte die Klage, dass bisher nur Bruchteile der versprochenen Zuwendungen tatsächlich ausbezahlt wurden. 2010 wurde der Green Climate Fund begründet, der ab 2020 mit jährlich 100 Milliarden USD gespiesen werden sollte – davon sind bis jetzt erst 46 Prozent und auf dem OECD-Konto für Schadensbeihilfen erst zwölf Prozent eingegangen. Dabei handelt es sich zum grössten Teil um Kredite, welche die Volkswirtschaften zukünftig noch weiter belasten werden. Über solche Kredite werden unter anderem Projekte finanziert, welche die Herstellung von exportierbarem Wasserstoffgas antreiben – z.B. das durch Deutschland finanzierte Geothermie-Projekt in Kenyas Turkana-Region. Weniger prominent berichtete die westliche Presse über die Nebenergebnisse und die Umstände der Organisation dieser Konferenz, welche den Unmut zahlloser Demonstrant:innen sowie afrikanischer Expert:innen hervorrief: Das durch die amerikanische Beratungsfirma McKinsey grosszügig gesponserte Event-Management wurde für die Themensetzung durch das ebenfalls amerikanische World Resources Institute verstärkt. Die CO₂-Ausgleichsfonds erfreuen sich beträchtlicher Ausweitung, trotz Kritik am häufigen Misslingen solcher Unternehmungen: «False solutions like carbon credits that allow polluters a

free ride without taking meaningful action needs to be consigned to the dustbin» (J.B.Okanda, Christian Aid). Vor allem aber hat sich die Ausbeutung afrikanischer Ressourcen an fossilen Brennstoffen beschleunigt: Zahllose Konzessionen für Explorationen haben neu entdeckte afrikanische Erdöl- und Gas-Reserven zu Tage gebracht. Helvetas berichtet von über 70 Erdöl- und Gas-Projekten, die südlich der Sahara bis 2025 in Betrieb genommen werden sollen. Die Regierungschefs der beglückten Staaten (Uganda, Tanzania, Senegal, DRC, Namibia) beanspruchen aufgrund der minimalen Emissionen, welche ihre Länder derzeit abgeben, ein Recht auf die Ausbeutung dieser Vorkommen – und die Verantwortlichen der Industriestaaten nehmen den flagranten Verstoß gegen das Pariser Abkommen nachsichtig in Kauf, um eventuelle Wachstumsgrenzen im Vorneherein zu vermeiden. ■

<https://thisisafrika.me/politics-and-society/ruto-make-africa-climate-summit-african/>

Klimabilanz Afrika, drittes Quartal 2023

DRC
Regenstürme und Erdbeben im Norden forderten 17 Menschenleben.

Südafrika
In der Western Cape Province verursachten Regenstürme Hochwasser und Überschwemmungen durch mehrere Flüsse.

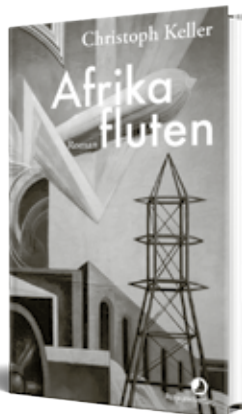
Ghana
Überdurchschnittliche Regenfälle liessen den Akosombo-Damm am Volta überlaufen, was die Infrastruktur zur Stromproduktion zerstörte. Auch waren über 12 000 Anwohner:innen zur (vorangekündigten und vom Militär unterstützten) Evakuierung gezwungen, bevor ihre Häuser zerstört wurden.

Kamerun
Ein Stadtteil von Yaoundé wurde durch einen Dammbbruch verwüstet, es gab 30 Tote und viele Verletzte.

Ostafrika
El Niño macht sich seit Mitte Oktober bemerkbar und verursachte ungewöhnlich starke Regenfälle in Tanzania, Somalia und Kenya. Es kam zu abrupten Überschwemmungen, die Autos von den Strassen wischten. ■

Christoph Keller
Afrika fluten
Roman

248 Seiten, Gebunden
978-3-03973-000-1, 2023



»Wenn ein Ingenieur zu träumen beginnt,
sticht er jeden Dichter aus.«

L'Allier-socialiste, 1929

Rotpunktverlag.

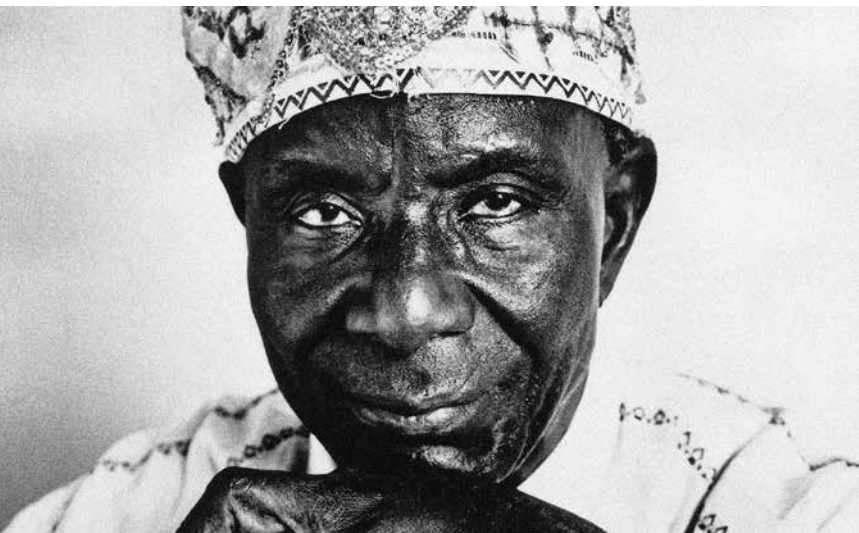
Populäre Musik in Sierra Leone

Entwicklungen von 1950 bis heute

Von 1950 bis hinein in die 1970er Jahre verlief die Entwicklung der populären Musik in Sierra Leone ähnlich wie im übrigen englischsprachigen Westafrika. Mit Ausnahme von drei Sierra-Leone-«Spezialitäten»: Maringar-Musik, Gumbe und Milo Jazz. Ein kenntnisreicher Überblick von Richard Butz.

Am Anfang der populären Musik im englischsprachigen Westafrika steht der Highlife, entstanden zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Verschmelzung von traditioneller afrikanischer mit westlicher Militärmusik und erstmals 1928 auf Platte aufgenommen. Eine bedeutende Rolle kommt dabei Mitgliedern der Kru-Ethnie an den Küsten von Liberia und Sierra Leone zu. Als Matrosen lernten sie die portugiesische Gitarre kennen und brachten sie in ihre eigene Musik ein. Bekannt sind zwei Highlife-Formen, der eher ländliche Gitarren-Highlife und ein urbaner Tanzband-Stil mit ausgeprägtem Jazz-Feeling. Sierra Leone gilt als Highlife-Schwerpunktland, hat aber, anders als Ghana und Nigeria, keine Bands hervorgebracht, die überregionale Bekanntheit erlangten. Später flossen weitere musikalische Elemente wie kongolesischer Soukous, Reggae oder Rock in die Highlife-Musik ein. Eine Weiterentwicklung ist der Afrobeat, international populär geworden etwa durch den Nigerianer Ransome Fela Kuti.

S. E. Rogie verschaffte ab den 1960er Jahren der Palmwein-Musik international Bekanntheit (Bild: Stephen Lovell-Davis, Real World Records).



Hochburg der Palmwein-Musik

Als ein Vorläufer des Highlifes gilt die nach dem gleichnamigen alkoholischen Getränk benannte Palmwein-Musik. Als eine Verbindung von lokalen Melodien und Rhythmen mit luftig gespielter Calypso aus Trinidad und Tobago und mit oft humoristischen Texten, verbreitete sie sich ab den 1920er Jahren über Kneipen, kleine Clubs und Schallplatten in lokalen Varianten im ganzen englischsprachigen Westafrika. Auch hier waren Mitglieder der Kru-Ethnie massgeblich an der Ent-

stehung und Verbreitung beteiligt. Calypso wiederum gelangte über Schallplatten, Radio und karibische Soldaten nach Westafrika. In Freetown bestand lange eine grosse Garnison. Der 1937 geborene Ali Ganda arbeitete für den bereits 1934 gegründeten Sierra Leone Broadcasting Service (SLBS), und erwarb sich den Ruf des «Calypso-Königs» von Westafrika. Er nahm 1961 zum Unabhängigkeitstag den Calypso «Freedom, Freedom Sierra Leone» auf und kommentierte in der Folge fast jedes wichtige lokale Ereignis mit einem dazu passenden Lied. Ganda starb bereits 1964 an schwerem Alkoholismus.

Die sierra-leonische Maringar-Musik, manchmal auch Maringer genannt, ist eine eigenständige kreolische Variante der Palmwein-Musik. Sie wird, oft im $\frac{5}{8}$ -Rhythmus, mit selbst hergestellten Rhythmusinstrumenten (Bata-Trommeln, Rasseln, Schrapern und Triangeln) sowie Gitarren und gelegentlich Blechblasinstrumenten gespielt. Ihr nach wie vor bedeutendster Vertreter ist der kreolische Gitarrist, Trompeter und Sänger Ebenezer Calendar oder Calender (1912–1985). Von Beruf Zimmermann und Sargmacher, gründete er in jungen Jahren die erste von mehreren Bands, mit denen er diese Musik populär machte. Er nahm zahlreiche Platten auf, arbeitete als Programmverantwortlicher beim SLBS und hatte am Radio, später auch im Fernsehen, eine regelmässige Sendung. Dabei griff er politische und gesellschaftliche Ereignisse auf, erzählte dazu in Krio eine kleine Geschichte und schuf daraus ein Lied mit eingängigem Refrain. Legendär geworden ist sein Lied «Double Decker Buses» mit dem er die Einführung dieses Transportmittels in Freetown willkommen hiess. Mit zunehmendem Alter wurden Calendar's Lieder philosophischer und moralischer, die stark religiös und eher traditionell geprägten Moralvorstellungen der kreolischen Gemeinschaft hochhaltend.

Zu internationalem Ruhm mit Palmwein-Musik gelangte ab den 1960er Jahren der Gitarrist und Sänger Sooliman Ernest Rogers. 1926 geboren, arbeitete er zuerst als Schneider, gründete schon früh erste Bands und trat später als S. E. Rogie professionell auf. Er führte die E-Gitarre in den Stil ein, nahm zahlreiche Schallplatten auf und landete mehrere Hits, etwa mit dem heute noch populären Lied «My Lovely Elizabeth». S. E. Rogie starb 1994, kurz nachdem er seine letzte Platte «Dead Men Don't Smoke Marijuana» aufgenommen hatte.

Palmwein- und Maringar-Musik sind heute nur noch selten zu hören, aber doch nicht ganz verschwunden. So veröffentlichte der in Freetown geborene Multiinstrumentalist und Sänger Abdul Tee-Jay 2003 das bemerkenswerte Album «Palm Wine A Go-Go».

Von der Gumbe-Musik zum Milo Jazz

Ebenfalls ein kreolisches Eigengewächs ist die perkussiv geprägte und mit Gesang verbundene Gumbe-Musik. Ihr Name bezieht sich auf die gleichnamige grosse rechteckige Rahmentrommel. Jamaikanische Maroons, nach einem niedergeschlagenen Aufstand (1795–1796) auf die Freetown Peninsula deportiert, brachten sie hierher. Die Maroons entzogen sich der Sklaverei und leisteten aktiven Widerstand. Hauptinstrumente sind neben der Trommel, Maracas und die singende Säge. Gumbe-Musik kann als eine Art von Wider-

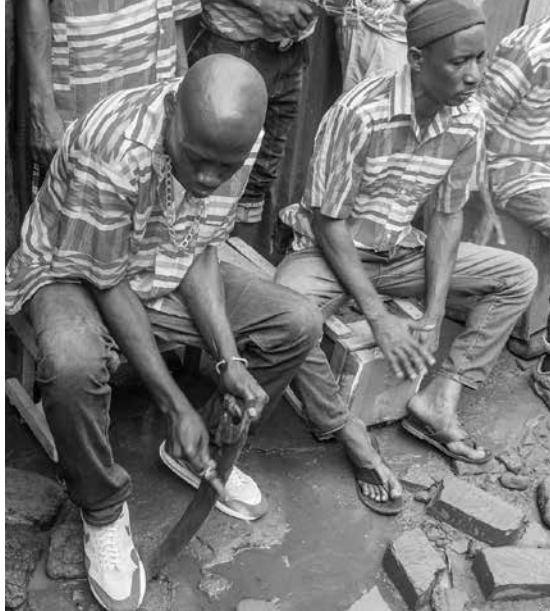
standsmusik und als ein Gegengewicht zur britischen Kolonialkultur verstanden werden. Sie verbreitete sich in verschiedenen Formen in ganz Westafrika, miteingeschlossen Guinea-Bissau. Diese Musik kann sich bis zur Trance steigern und wird auch bei Zeremonien zur Vorhersage der Zukunft eingesetzt. Gumbé-Musik wird, auch in der Karibik, immer noch gespielt, in Sierra Leone etwa in jüngerer Zeit von Vertretern der sogenannten «New School». Diese verbinden Stile wie Afropop, Afrobeat, Hip-Hop und Reggae mit Gumbé- und Bubú-Rhythmen. Bekannt geworden sind damit etwa Drizilik, Mijay, Block Jones oder Yung Sal. In Sierra Leone entwickelte sich aus dem Gumbé in den 1960er Jahren mit dem bis heute äusserst populären Milo-Jazz ein weiteres eigenständiges Genre. Sein Name bezieht sich auf eine viel gekaufte Trockenmilchmarke. Milo-Jazz wurde vor allem populär gemacht durch «Dr. Olo(h)». Gespielt wird diese auch heute noch populäre Musik, zu der oft stundenlang ausgiebig getanzt wird, mit selbst hergestellten Rhythmusinstrumenten, einer Mundharmonika oder einem Signalthorn. Hinzu kommen meist humoristische oder satirische Gesänge im Ruf- und Antwort-Stil.

Die goldenen Jahre der Populären Musik

Die Jahrzehnte von 1950 bis 1970 waren die goldenen Jahre der populären Musik in Sierra Leone. Mehrere Plattenfirmen waren aktiv, und das Radio strahlte regelmässig Musiksendungen aus. Es gab zahlreiche Clubs, Tanzlokale, Musikkneipen, Konzerte und regelmässige Tanzveranstaltungen. Bald aber verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage zunehmend, auch für Musiker, weil die Verbreitung ihrer Musik, für sie finanziell ruinös, fast nur noch über Raubkopien auf Kassetten erfolgte. Dennoch geschah musikalisch viel, es kamen neue Stilrichtungen wie Afrobeat, Soukous, US-Soul (vor allem von James Brown), Reggae, Juju aus Nigeria, Afropop und Afrorock auf, die zu neuen Vermischungen führten. Grosse Popularität erreichte mit ihrem hypnotischen Mix von Highlife, Jazz, Afrobeat und Dance Floor die 1972 von Sulay Abu Bakarr gegründete Band «Afro National» mit der hoch talentierten Sängerin Patricia Koroma. Gegen Ende des Jahrzehnts verliess diese Band ihre Heimat und setzte ihre Karriere in der Diaspora fort. Einen ähnlichen Weg gingen Musiker wie Bunny Mack, Abou Whyte, Ansumana Bangura, Seydu, King Masco, Geraldo Pino oder Jimmy B(angura). Auffallend ist, dass in Sierra Leone, im Gegensatz etwa zu Mali oder Nigeria, bis zum Ende des Bürgerkriegs kaum bekannte Musikerinnen in Erscheinung getreten sind. Gemäss neueren Berichten hat sich dies geändert.

Zaghafte Wiederbelebung nach dem Bürgerkrieg

Die sich stetig verschlechternde politische und finanzielle Lage in den 1980er Jahren und der elfjährige Bürgerkrieg von 1991 bis 2002 brachten das musikalische Leben fast vollständig zum Erliegen. So wurden die international bekannt gewordenen «Sierra Leone's Refugee All Stars» in einem Flüchtlingslager im benachbarten Guinea gegründet. Sie kehrten erst 2004 nach Sierra Leone zurück, mit ihrem Debüt-Album *Living Like A Refugee* im Gepäck.



Dr. Oloh's Milo Jazz Band mit den typischen Instrumenten der Gumbé-Musik: links die singende Säge, rechts die Rahmentrommel (Bild: Banning Eyre 2019).



Der blinde Sorie Kondi spielt schon seit den 1970er Jahren sein Daumenklavier. Nachdem er 2006 im Nachkriegs-Freetown durch einen Musikethnologen «entdeckt» wurde, tritt er mit seinem elektronisch verstärkten Instrument auch international auf (Bild: Taliesin Gilkes Bower, Strut Records).

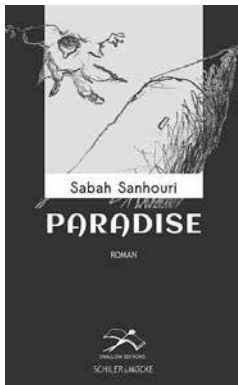
Eine kleine weltmusikalischen Sensation gelang dem blinden Daumenklavierspieler und Strassenmusiker Sorie Kondi, der sein akustisches Instrument mit Elektronik verbindet und eindringlich über sein Leben und über die politischen und sozialen Zustände in seinem Land singt.

Nach neuesten Berichten gibt es in Sierra Leone wieder aktiv tätige Musikschulen, Studios, Ansätze für das Wiederaufstehen einer kleinen lokalen Musikindustrie, ein funktionierendes Radio und Fernsehen und eine grosse Anzahl von jungen Musiker:innen. Die meisten von ihnen stehen erst am Anfang ihrer Karrieren und sind noch kaum ausserhalb von Sierra Leone bekannt.

Richard Butz ist Publizist, Buchautor und Kulturvermittler in Sankt Gallen, wo er die Konzertreihe «kleinaberfein.sg» organisiert. In den 1960ern arbeitete er als Buchhändler am Fourah Bay College (University of Sierra Leone). Kontakt: buewik@bluewin.ch.

Weiterführende Informationen

Eine erweiterte Version dieses Textes mit zahlreichen Fussnoten steht auf der Webseite des Afrika-Komitees zum Download zur Verfügung.



Vom Fussballstar zum Aufklärer
hus. Fussballweltmeister 1998, Europameister 2000 – Lilian Thuram als Mitglied der französischen Nationalmannschaft ist Fussballbewegten auch nach Jahren noch in Erinnerung. Doch nun taucht ein neuer Lilian Thuram auf: Ein Kämpfer gegen Rassismus, ein scharfsinniger Kritiker, ein engagierter Macher, der im Rahmen der von ihm gegründeten Stiftung «Education contre le racisme, pour l'égalité» arbeitet. Sein Leitspruch: «Man wird nicht weiss geboren, man wird dazu gemacht.» Die europäischen Gesellschaften haben die Kategorien schwarz und weiss erfunden, um Versklavung, Kolonialismus und Ausbeutung zu rechtfertigen. Bis heute prägt dieses Muster das Denken. In seinen Überlegungen knüpft Thuram an das Denken von Frantz Fanon – der übrigens wie Thuram selbst auch aus der französischen Karibik stammt – an. Dieser radikale Denkansatz schafft eine klare Ausgangslage. Das Ziel: Eine neue Solidarität, damit sich die Menschen endlich wieder als Menschen begegnen. ■

Lilian Thuram: Das weisse Denken. Hamburg 2022 (Nautilus).

Die Selbstmord-Agentur
ef. Ihr aussergewöhnliches Talent wird von Kritikern gelobt, doch will kein Verlag die Texte der jungen sudanesischen Schriftstellerin Salam veröffentlichen. Depressiert und voller Selbstzweifel muss sie schauen, wie sie über die Runden kommt. Als ihr ein Inserat für eine attraktive Stelle als Content-Autor:in zu- gespielt wird, zögert sie darum nicht lange, diesen gut bezahlten Job zu übernehmen.

Doch die Agentur Paradise pflegt ein merkwürdiges Business: Sie verhilft Menschen, die sich umbringen wollen, zu einem guten Drehbuch für ihren Suizid. Eine Dokumentation in Wort und Bild soll ihre letzte Handlung für

die Nachwelt erhalten. Bald verzieht sich der attraktive Geschäftsführer und Salam findet sich alleine mit dem schüchternen Fotografen Riad in den Geschäftsräumen der Agentur wieder, wo sich regelmässig Klient:innen melden.

Es sind meist junge Menschen, die genug haben vom Leben und sich in das Paradies wünschen, das die Agentur ihnen verspricht: Die Frauenärztin, die wegen ihres Mannes ihren Beruf aufgegeben hat, und nun von ihm gedemütigt und verachtet wird, der ewige Student, verlassen von seiner Freundin und enttäuscht in seinem politischen Engagement. Natürlich bleibt das nicht ohne Folgen für die an ihren Fähigkeiten und an der Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens zweifelnde Salam.

Sabah Sanhoury aus dem Sudan, 1990 geboren, schreibt auf Arabisch und ist Gründerin des Kulturprojekts OneDayFiction, das junge Schriftsteller:innen fördert. Sie schreibt in einem faszinierenden, ganz eigenen Tonfall, manchmal salopp, oft humorvoll und ironisch. Dahinter spürt man die Verunsicherung und Hoffnungslosigkeit vieler junger Menschen in diesem Land, wo «die gesamte Opposition das Volk im Stich gelassen hat» und der Staub alles unter sich zu begraben scheint. Ein lesenswerter, in seinem Inhalt und dem smarten Stil überraschender und gleichzeitig verstörender Roman. ■

Sabah Sanhoury: Paradise, Berlin 2022 (Schiler & Mücke).

Frauenerfahrungen aus drei Generationen

cvl. Drei Generationen von Frauen erzählen, ja gestehen, ihr Leben, ihre Fehler und Rückschläge im Roman der Kamerunerin Hemley Boum. Da ist Anna, die auf dem Totenbett ihrer Tochter Abi endlich ihr Leben erzählt, vom ausbeuterischen Leben in der Klosterschule, dem

kamerunischen Unabhängigkeitskrieg bis hin zu ihrer unglücklichen aber gewährten Ehe. Abi, die Tochter, hat derweil eigene Probleme in ihrer Ehe: Ihr französischer Mann hat sie mit ihrem Liebhaber erwischt und die Scheidung eingereicht. Und schliesslich Tina, eine enge Freundin von Abis Sohn Max und Annas Nachbarin, die in die Fänge von Boko Haram gelangt und vor Gericht offenlegen muss, wie es dazu kommen konnte.

Hemley Boum benutzt eine starke Sprache und einen poetischen Erzählstil. Sie wechselt zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Kamerun und Frankreich, zwischen Liebe und Horror. Alle drei Schicksale berühren und spannen einen grossen Bogen von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart des Terrors von Boko Haram (und gar zum Anschlag auf Charlie Hebdo in Paris). Gerade Abis Geschichte steht in starkem Kontrast zu Tina und Anna und erscheint Lesenden eher profan. Besonders das Geständnis von Tina ist mitunter sehr heftig und schockierend und nimmt den einzigen zusammenhängenden längeren Teil im letzteren Drittel des Buches ein.

Dieser Teil könnte gut und gerne für ein völlig eigenständiges Buch stehen, denn es unterscheidet sich auch erzählerisch vom vorgängigen Teil über Anna und Abi. Es bleibt daher leider der Eindruck zurück, dass hier zwei Bücher zu einem verschmolzen wurden. Die Verbindungen und Verstrickungen sind deutlich und verständlich, doch eigenständig hätte jedes Buch möglicherweise an Stärke gewonnen. ■

Hemley Boum: Die Tage Kommen und Gehen. Zürich 2021 (Peter Hammer Verlag).



Die Rückkehr des Zamrock und neuer Afrobeat aus Nigeria

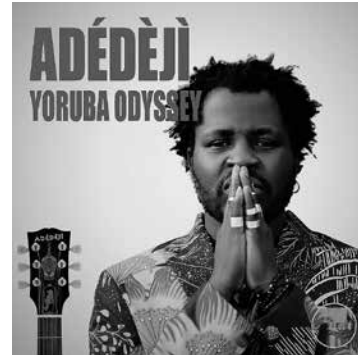
Zamrock war in den 1970er und 80er Jahren in Zambia ein weit verbreiteter und gepflegter Musikstil. Entstanden weil der damalige Staatspräsident Kenneth Kaunda, selber Hobbygitarist, bestimmte, dass 95 Prozent der abgespielten Musik in den sambischen Radios aus Zambia stammen muss. Nur, viele Menschen hörten auch gerne Musik aus andern afrikanischen Regionen, oder auch afroamerikanische Musik und westlichen Rock und Pop. So begannen sambische Musiker:innen einen neuen Musikstil zu entwickeln – den Zamrock. Verschiedenes floss hier zusammen: traditionelle sambische Musik, diverse afrikanische Stile und eben auch Psychedelic-Rock und Beat-Musik. Eine treibende Mischung mit heissen Gitarrentönen, tiefen Basslinien und ansteckenden Rhythmen aus Zentralafrika und dem südlichen Afrika. Eine der wichtigsten Zamrockbands war *WITCH*, auch wegen ihrer Bühnenshow und den gelungenen Gesangseinlagen. Auch in einer weiteren Beziehung stach *WITCH* hervor – es war und ist eine queere Band. Ihre Texte und ihr Gesang waren und sind klar gegen Homophobie, Antisemitismus und Xenophobie gerichtet. Ihr Musikstil wurde durch Auftritte der in London ansässigen ghanaischen Band *Osibisa*, welche 1972 in Zambia stattfanden, stark beeinflusst. *Osibisa*



war eine der wenigen afrikanischen Bands, die mit ihrem Afrock grosse Erfolge feierten.

WITCH steht übrigens für «We intend to cause havoc». *WITCH* produzierte einige Alben und galt als eine der erfolgreichsten sambischen Bands. Einige Musiker:innen von *WITCH* wurden durch Aids hingerafft. Das bewog die Band zu Songs mit klaren Botschaften zu Aids und verlorener Sexualmoral. Jetzt wurden die zwei Gründungsmitglieder Emanyao «Jagari» Chanda und Patrick Mwendela wieder aktiv. Sie liessen *WITCH*, in neuer Besetzung aber mit gleichem Hintergrund, wieder aufleben. Bewusst verwenden sie auf ihrem neuen Album «Zango» ihr schon früher benutztes Equipment und spielten die Platte im altherwürdigen Studio in Lusaka ein. Die Band hat es in sich und wurde mit diversen Gastmusiker:innen aufgepeppt. Entstanden ist eine raue, kraftvolle Produktion. Zambia-Rhythmen verschmelzen mit Psychedelic-Funk. Und die Texte sind glasklar. Musikalisch oft nostalgisch, textlich beim Hier und Jetzt. Ein seltener Wurf bringt uns also ein glückliches Wiedersehen mit Zamrock. Dazu wurden gleich auch noch die vielgelobten alten Platten neu aufgelegt und in Lusaka entsteht ein Zamrock-Museum.

Afrobeat ist ja in aller Munde. Weltweit gibt es Bands, welche auf die eine oder andere Art Fela Kutis und Tony Allens Sound aufleben lassen. Nun kommt der



Nigerianer Adedèji Adetayo mit seinem Album «Yoruba Odyssey». Der Sänger, Keyboarder und Gitarrist Adedèji stochert zusammen mit seiner vorzüglichen Band gekonnt in den Ursprüngen des Afrobeats. Das ergibt so etwas wie Original Afrobeat mit einigen kurzen Ausflügen zum Afro-Soul und zum südafrikanischen Township-Pop. Auf «Yoruba Odyssey» wirken ein achtköpfiger Bläsersatz, dazu starke Gesangskombinationen und eine kraftvolle sechsköpfige Rhythmusgruppe. Das ergibt flirrenden Afrobeat mit starken Jazz- und Funk-Einflüssen – astreiner Afro-Funk. Irgendwie ging diese Produktion zwischen all den in letzter Zeit erschienenen Afrobeat-Produktionen und vermeintlichen Afrobeat-Alben ein wenig unter. «Yoruba Odyssey» schafft es, den ursprünglichen Sound mit grosser Band und viel Seele frisch in die heutige Zeit zu bringen. Auch die Lyrik ist verblüffend, kritisch, worderfindend und manchmal aus der Reihe tanzend. ■

WITCH. We Intend To Cause Havoc: Zango. Desert Daze Sound. CD und LP, 10 Tracks. Wiederveröffentlichungen von *WITCH*: Introduction; Lazy Dones und In The Past

Osibisa: New Dawn. Marquee Records. CD, 14 Tracks.

Adedèji: Yoruba Odyssey. One World Records. CD, 10 Tracks

Die Besprechung verfasste Pius Frey. Bezugsadresse für CDs: Buchhandlung Comedia, Katharinengasse 20, 9004 St. Gallen, medien@comedia-sg.ch, www.comedia-sg.ch, mit umfassendem Angebot aktueller CDs mit Musik aus Afrika.



50 Jahre Afrika-Komitee

Die Mitglieder des Afrika-Komitees haben ereignisreiche Monate hinter sich. Im Zentrum der Aktivitäten stand der Podiums Anlass zum 50jährigen Bestehen des Afrika-Komitees. Gegen 70 Personen fanden sich am 9. September 2023 in der Quersfeldhalle auf dem Gundendingerfeld in Basel ein. Nach der Präsentation des Videofilms «50 Jahre Afrika-Komitee – 50 Jahre Solidarität» moderierte Ruedi Küng – bekannt als ehemaliger Afrika-Korrespondenz von Radio SRF – eine Diskussionsrunde zwischen «Altaktivist:innen» und jüngeren Afrika-Bewegten. Rasch zeigte sich, dass das, was die Gründungsmitglieder damals bewegte, auch heute noch äusserst aktuell ist: Weder ist die Ausbeutung afrikanischer Ressourcen oder die politische Bevormundung beendet, noch haben sich für zahlreiche Menschen die Lebensbedingungen zum Besseren gewendet. Viele einst hoffnungsvolle Ansätze sind gescheitert oder – noch viel ernüchternder – haben sich in unerträgliche, menschenverachtende Herrschaftssysteme gewandelt. Im Video wird denn auch abschliessend festgehalten, dass nach wie vor unsere Solidarität den Menschen gilt, die sich für ein besseres, menschenwürdiges Leben einsetzen. Im eigens zum 50. Geburtstag produzierten Videofilm wird auf die Geschichte des Afrika-Komitees eingegangen. Was waren die Gründe für die Gründung des Komitees? Was waren die Arbeitsschwerpunkte und welche Höhepunkte gab es in unserer Arbeit?

Das Video kann auf unserer Webseite abgerufen werden: www.afrikakomitee.ch. ■

Lebhafte Diskussion unter den Podiumsteilnehmer:innen (Foto: Martin Bloch).



Unser Archiv ist jetzt katalogisiert

Während mehr als einem Jahr wurde der reichhaltige Dokumentenbestand des Afrika-Komitees archivisch erfasst. Registriert wurden Dokumente, die direkt mit der Arbeit des Komitees verbunden sind, beispielsweise Korrespondenz, Diskussionspapiere, Publikationen wie etwa das Afrika-Bulletin, Flugblätter und Broschüren. Im Weiteren wurden alle Publikationen von Partnerorganisationen registriert, mit welchen das Komitee zusammenarbeitet. So wurden etwa die reichhaltig vorhandenen Druckschriften der Befreiungsbewegung von Guinea-Bissau und den Kapverden (PAIGC) oder der Zimbabwe African National Union (ZANU) erfasst. Damit wird Forschenden der Zugang zu einmaligen historischen Dokumenten ermöglicht. Der Katalog ist Bestandteil des Katalogs der Basler Afrika Biographien und kann online eingesehen werden. ■



Mit diesem QR-Code kann der Katalog aufgerufen werden. Er kann auch in gedruckter Form bezogen werden (CHF 10.–, Bestellung per E-Mail an info@afrikakomitee.ch).

Lesungen – Amilcar Cabral

Last but not least fanden in Basel und Zürich zwei Veranstaltungen statt, in welchen das vom Afrika-Komitee herausgegebene Buch «Amilcar Cabral – Was bleibt; Leben und Werk des Denkers und Revolutionärs» im Zentrum stand. In Basel moderierte Barbara Müller in der Buchhandlung Labyrinth ein Gespräch mit Prof. Elísio Macamo, Zentrum für Afrikastudien der Universität Basel, und Hans-Ulrich Stauffer, dem Verfasser des Buchs. In Zürich führte Stefan Howald im Bücherraum f das Gespräch mit Stauffer. Cabral, Führer der Befreiungsbewegung von Guinea-Bissau und Kapverde, wurde vor 50 Jahren ermordet. Doch sein Denken ist auch heute noch Gegenstand vieler Diskussionen über politische wie auch geistige Befreiung. ■



Diskussion zum Leben und Werk von Amilcar Cabral in Basel (Foto: Gertrud Baud).